Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1/2. Januar/Februar 1919. 20. Jahrgang.

Fröhliche Geber — fröhliche Beter.

Gott zum Gruß, ihr jungen Freunde und Freundinnen! Und den Herrn Jesum zum Geleit durchs Neue Jahr!

Ihr habt gewiß schon von dem stattlichen großen Gebäude gehört, das man bei der schwäbischen Universitätsstadt Tübingen auf einer Höhe errichtet hat, das weit ins Land schaut und als Genesungsheim den Missionaren, ihren Frauen und Kindern dient, die krank aus den Tropen, aus den warmen Ländern, in die Heimat zurückkehren.

Dort haben die guten Menschen auch unseren Ostafrikanern, die aus Unyamwesi kamen, eine freundliche Herberge bereitet, als sie vor Weihnachten 1917 aus der französischen Gefangenschaft entlassen worden waren. Da konnten die Väter erstarken, die Mütter sich kräftigen, die Kinder wieder frische rote Backen bekommen. Wie lustig tummelten sie sich auf dem weiten Gelände dort oben, wie fröhlich spielten sie zusammen! Sie neugierten wohl auch zum Stall hinein zu den guten Kühen, die ihnen die treffliche Milch lieferten und die vielleicht ahnen, daß sie durch die Gaben fröhlicher Geber hierher gekommen sind.

Das Haus hat aber weite Pforten. Es dient vielen, die gesund werden wollen. Da braucht man eine Menge Lebensmittel, um all die hungrigen Mägen zu füllen. All das Brot und Mehl und die Eier zu beschaffen, das war in der Kriegszeit keine Kleinigkeit.

Nur wurde das Haus erst mitten im Kriege (am 15. November 1916) eröffnet. Kein Wunder da, daß anfangs Keller und Vorratsräume leer waren.

Aber nun hört einmal, was da geschah! Man erzählte von dieser Not in den umliegenden Dörfern: „Hört, Leute, dort oben im neuen Krankenhaus, wo die armen, leidenden Missionare wohnen, da mangelts an Kartoffeln, da hat man keine Eier". — „Da müssen wir helfen", schallte es zurück. — „Aber wie wollt ihr denn helfen? Bei euch ist ja auch Schmalhans jetzt Küchenmeister." — Doch fort waren die Leute, auch die Burschen und Mädchen. — Und was wars? nach einigen Tagen kam der eine mit 3, der andere mit 6, der dritte mit 8 Kartoffeln. Und der Pfarrer, der in seinem Konfirmandenunterricht den (35) Kindern ebenfalls die Not dargelegt hatte, der war selbst ganz überrascht, als auch zu ihm eins nach dem andern kam und Eier brachte. Der eine Bursche legte 1 Ei auf den Tisch, das eine Mädchen 2, das andere 3 Eier und so fort. Und als der Pastor fragte, ob dadurch niemand in Not käme, da erfuhr er zu seiner Freude, daß es Ostereier waren, auf die die Kinder selbst zugunsten der Kranken verzichtet hatten. Und wie viele Eier? Nicht weniger als 450! Schließlich hat noch eine Weinhandlung eine Anzahl Flaschen auserlesener Waren geschickt, damit die Kranken von Zeit zu Zeit ihrem leidenden Magen eine Erquickung antun konnten. Kurz, der liebe Gott segnete den Eifer der Leute, auch der Buben und Mädchen, und ihre Arbeit für die Mission reichlich.

Ja solche fröhliche Geber hat Gott lieb. Sollen wir uns nun von den lieben Schwaben beschämen lassen? Haben wir nicht soeben am Weihnachtsfest den Segen nicht nur des Nehmens, sondern auch des Gebens erfahren? Und wenn auch jetzt in unserem Vaterlande das Geld knapper wird, irgend ein Nickelstück oder ein Papierschein wird sich vielleicht noch erübrigen lassen. Und wenn Kartoffeln und Eier nicht entbehrt werden können, dann läßt sich wohl ein kleiner Dienst tun, der der Mission oder den Missionaren irgendwie zugute kommt.

Solltest du aber nichts geben können, dann laß den Heiden dein Beten geweiht sein. Ja vergiß auch im Neuen Jahre der schwarzen und braunen Menschen nicht. Wenn manche auch im Kampfe gegen uns gestanden haben, das soll uns nicht abhalten, denn dafür können viele nichts. Falte die Hände und sprich: „Lieber Gott, der du alle Menschen lieb hast, gedenke der Heiden und laß die Arbeit der Missionare viel Nutzen schaffen, damit jene Schwarzen und Braunen aus ihrem Elend herauskommen. Ich trane dirs im kindlichen Glauben zu, daß du mich erhörst." So wird der liebe Gott dir zeigen, daß er wie einen fröhlichen Geber, so auch den fröhlichen Beter lieb hat.

Schulkinder in Alaska.

Die Bilder versetzen uns auf unsere Missionsstation Quinhagak in Alaska, die an der Bucht des Kuskokwim-Stromes im Jahr 1903 angelegt worden ist. Der Ort ist freilich nicht sehr schön gelegen, denn das Land an jener Küste ist flach und sumpfig, Berge gibt es nur in Entfernung von mehreren Stunden, und Bäume wachsen auf dieser Moos- und Sumpfsteppe, die man Tundra nennt, überhaupt nicht. Woher nehmen aber dann die Leute Brennmaterial? Sie sammeln das Treibholz, welches die großen Flüsse herabführen und das am Meeresstrande angetrieben wird. Freilich gibt es oft nicht viel solches Holz, so daß die Missionare, die dort in Quinhagak wohnen, das nötige Holz für den langen kalten Winter während des Sommers von der Station Bethel, die ungefähr 100 englische Meilen entfernt am Kuskokwim liegt, holen müssen. Oberhalb der Station Bethel steht Wald. Da wachsen Fichten, die gutes Holz zum Heizen und auch zum Bauen liefern. Es wäre an der Küste wohl keine Station angelegt worden, wenn nicht so viele Eskimo dort gewohnt hätten, die auch das Pelz angezogen. Die Eskimo in Alaska tragen nämlich Pelze aus Fellen von Rentieren, Bisamratten und Eichhörnchen, die es dort in den Gebirgen gibt. Diese Eichhörnchen sind größer und dunkler als die hiesigen. Die Stiefel werden aus Seehunds- oder Rentierfell hergestellt. Die Sohlen bestehen aus dickem Seehundsfell.

Einer der kleinen Knaben hat einen schönen Pelz von Rentierfell an. Da kann kein Wind und Sturm durchblasen. Die langen hellgrauen Haare des Kragens oder der Kapuze stammen von einem Wolf, und der schwarze Pelzstreifen um den Hals sowie der Besatz auf den Armeln gehören zum Fell eines Vielfraßes. Die weißen Punkte unten zeigen weißes Rentierfell und der darunter sichtbare dunkle Streifen ist Nerzfell, ebenso auch der dunkle Besatz an den Armeln. Den Kragen oder die Kapuze kann man über den Kopf ziehen, so daß das Gesicht ganz eingehüllt wird, und das ist nötig, denn dort zu Lande ist es manchmal 40° und über 40° R kalt.

Die Eskimokinder gehen gern zur Schule. Sogar bei großer Kälte und bei Schneestürmen kommen sie zur Schule gelaufen. Manche besuchen schon vom 4. Lebensjahr an die

Schulkinder in Quinhagak in Alaska, links hinten Schw. Stecker, die Lehrerin

Evangelium von unserm Heilande hören und gern selig werden wollten. Es gehören jetzt zu Quinhagak schon über 600 Christen, von denen ungefähr 150 dicht bei der Station angesiedelt sind.

Das Haus auf dem Bild ist von Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt. Darin wohnt Br. Stecker und seine Tochter, die dort als Lehrerin tätig ist.

Als man die Station anlegte, begann man auch gleich mit Schultätigkeit. Heut besuchen ungefähr 40 Kinder den Unterricht in Quinhagak. Den größten Teil von ihnen sehen wir auf dem Bilde. Knaben und Mädchen gehen zusammen in die Schule. Ihre Lehrerin, (auf dem Bilde links vom Gebäude mit einer Mütze auf dem Kopf) ist, wie gesagt, die Tochter des Missionars Br. Stecker, der zur Zeit dort stationiert ist. Die Lehrer und Lehrerinnen in Alaska sind von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika angestellt.

Ihr seht, daß die Kinder ganz verschieden gekleidet sind. Manche haben Pelze an, andere tragen über den Pelz einen Ueberzug von Zeug und einige haben auch keinen Schuhe. Die kleinsten Mädchen auf dem Bilde werden wohl erst 4 oder 5 Jahre alt sein. Und was lernen sie in der Schule? Hauptsächlich Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Malen und Singen. In der Schule in Quinhagak werden die Mädchen auch im Waschen, Kochen und im Nähen mit der Hand und auf der Maschine unterrichtet. Die kleinen Mädchen z. B. säumen Taschentücher, Handtücher, Wischtücher und dergl., und die Großen nähen Handschuhe, Schürzen und Kleider.

Einmal im Jahr kommt der Schulinspektor nach Quinhagak und prüft die Kinder. Da hat er jedes Jahr der Lehrerin und den Schülern ein gutes Zeugnis ausgestellt.

J. Hinz.

Die 6 kleinsten Schulkinder in Quinhagak in Alaska

Wilde Jagd auf einen Leoparden (D. O. A.)

Auszug aus einem Brief von Schw. Uhlmann in Mbozi Nyassa-Mission D. O. A. vom 14. Januar 1912.

er Leopard wagte sich, wie öfters, so im Jahre 1912 in Mbozi im Nyassalande D.-Ostafrikas auf die Station. Man spürte ihm nach, stellte eine Falle auf, und was wars? am Morgen sah man an den Blutspuren, daß sich der listige Einbrecher wieder herangeschlichen hatte, die Flinte offenbar losgegangen war und sich das Tier verwundet hatte. Aber, aber, es war entwischt! Was nun tun?

Einige Tage war Ruhe. Dann fingen, so erzählt Schw. Uhlmann, Zens und Muffi, unsere beiden Hunde in der Nacht wieder an, unruhig zu werden. Da zeigten sich eines Morgens neue Leoparden-Spuren. Der freche Bursche hatte sich ein Huhn geholt; davon zeugten die Federn, die noch am Boden lagen.

Da das Tier jetzt offenbar in den Bananen herumschlich, hielt man es für angebracht, dort eine Selbstschußfalle zu bauen. Das geladene Gewehr wurde wieder aufgestellt, das dem Ungeheuer Tod und Verderben bringen sollte. Aber, die Nacht verging, und es krachte kein Schuß.

Da, an einem Donnerstag Morgen, etwa um 9 Uhr, als unser Kindermädchen Wäsche aufhing, ließ sie plötzlich einen lauten andauernden Schrei hören, das Zeichen von Gefahr. Sie kam angestürzt und rief: „Der Leopard ist aus dem Dickicht gesprungen und hat ein Huhn geholt.“ Mein Mann war bei den Arbeitern, einige Minuten von der Station entfernt. Diese hatten den Alarm gehört, kamen sofort alle und eilten dem Tiere nach. Das aber hatte bereits die Flucht ergriffen.

Am andern Morgen um 7 Uhr, als der Hof voll Arbeiter stand, krachte ein Schuß. Ein Mann hatte den Leoparden wieder in den Bananen gesehen und ihm den Garaus machen wollen, doch der Schuß ging fehl. Eine abermalige Jagd begann. Zens war dem Tier immer auf der Spur und jagte es aus seinen Schlupfwinkeln. Schließlich umringten die Leute das Gebüsch, in welchem es steckte, von allen Seiten. Wieder fiel ein Schuß, der aber ebenfalls nicht traf. Ein anderer Mann, der eben losdrücken wollte, wurde von dem Leoparden angesprungen und schwer verwundet. Er hatte auf seinen Vorderlader kein Zündhütchen, sondern nur Streichhölzchen gesteckt.

Als mein Mann merkte, daß die Leute auf die Station zukamen, stellte er sich mit geladenem Gewehr oben beim Gebüsch auf. Doch der Leopard fand einen Ausgang und verschwand wieder im Dickicht.

Am Sonnabend hielt er scheint's einen Ruhetag und erholte sich von der wilden Jagd. Vielleicht sammelte er auch frische Kraft zu neuen Schandtaten. Diesen Tag benutzten unsere Leute, um eine dritte besonders feste, sichere Falle zu bauen. Große Pfähle wurden tief in die Erde gerammt, und zwar so dicht, daß nur ein schmaler Gang entstand. (Denn bei der ersten Falle hatte der Leopard, nachdem er die Lockziege getötet, sich hindurch zwängen können, da die Pfähle nicht dicht genug waren.) Hinten war die Lockspeise, eine Ziege, angebracht, vorn ein Fallgitter. Der Leopard konnte hinein, aber, da er sich nicht umdrehen konnte, nicht wieder heraus.

Große Mühe hatten sich die Leute gegeben. Sollte das alles wieder umsonst sein?

Am Sonntag Mittag wollten unsere beiden Burschen an die Quelle gehen, um Wasser zu schöpfen. Sie liegt etwa 5 Minuten entfernt. Der kleine Muffi ging mit. Am Gebüsch stutzt er, kläfft und will nicht weiter. Mein Mann fragt: „Was ist los?“ „Nichts“ sagten die Burschen, „er kläfft nur so.“ „Paßt auf, der Leopard schleicht umher!“ Dann rief mein Mann Zens, den großen Hund, und jagte ihn in das Gebüsch. Richtig, da sprang das Tier über den

Weg in den Wald hinein! Zens hinterher! Auf den Warnruf hin eilten wieder alle Männer herbei. Der eine sagte: „Ich komme nicht wieder, bis der Leopard tot geschossen ist.“ Aber, aller Eifer war umsonst.

Wir legten uns zur Ruhe nieder mit dem Gedanken: „Was wird der nächste Tag wieder Aufregendes bringen?“ Wir ahnten ja nicht, was für ein schöner Morgen anbrechen würde. Der Leopard war an der Falle gewesen, hatte aber wohlweislich nur von Außen an der Falle geschabt, um die Ziege zu bekommen. Da seine Mühe vergeblich war, wanderte er ins Dorf. Wir waren eben aufgestanden, da krachte ein Schuß. Bald darauf kam der Mann, der das Tier angeschossen hatte, mit blutbedecktem Gesicht. Der Leopard hatte ihn angesprungen. Unterdessen hatte sich Zens, der natürlich auch zur Stelle war, auf ihn gestürzt. In dem Kampfe wurde er ganz gehörig am Ohr verletzt. Inzwischen waren die anderen Männer herbeigeeilt, und bald fielen kurz hinter einander etwa 10 Schüsse. Ein lautes Stimmengewirr drang zu uns herauf. Mein Mann lief schnell mit dem Gewehr, in der Annahme, daß der Leopard noch nicht tot sei, aber schon kamen die tapfern Krieger mit ihrer Siegestrophäe an, hinter ihnen die jubelnden Frauen; und stolz neben dem toten Feind lief unser Zenz. Das war eine allgemeine Freude. Endlich war der Feind besiegt, der uns seit Wochen so viele unruhige Tage und Nächte bereitet hatte.

Wir haben den Uebeltäter photographieren lassen. Sein Fell heben wir auf, trotzdem es durch die vielen Schüsse so durchlöchert ist, daß es als Schmuck nicht mehr dienen kann. Es bleibt uns aber ein Andenken an Mbozi.

Ein Lehrlingsheim für Negerburschen

hat unsere Mission in Suriname im April 1913 eröffnet. Da zogen die ersten 12 Knaben, die im Gewerbs- und Geschäftsleben eine Stellung erringen wollen, ein. Seitdem hat schon manch einer dort eine prächtige Schulung erhalten. Die Burschen werden wissenschaftlich und praktisch ausgebildet. Letzteres in unseren kaufmännischen und gewerblichen Betrieben wie Tischlerei, Zimmerei, Schmiede, Klempnerei und Bäckerei. Hier sehen wir sie im Bilde bei körperlichen Uebungen. Nicht war, sie leisten Tüchtiges? Die Abende stehen ihnen zur Erholung und für die freiwillige Beschäftigung zur Verfügung. Auch spielen sie mit einander und machen an freien Tagen Ausflüge mit dem Boot und zu Fuß. Und auch der innere Mensch kommt nicht zu kurz. Oft z. B. sind die Zöglinge mit den Mitgliedern des Jünglingsvereins zusammen. Ein Missionselternpaar führt die Aufsicht im Heim. Glück zu, ihr Burschen, mit neuer Arbeit im Neuen Jahr!

Und damit auch allen Lesern und Leserinnen einen Gruß!

Die Zöglinge des Lehrlingsheims in Paramaribo in Suriname beim Turnen.

Rätsel.

Ich bin das Nützlichste
Für Dich wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts,
Wie ich gemartert werde.
Den Prügel und das Rad
Hab ich erst auszusteh'n,
Ich muß durchs Wasser jetzt
Und dann durchs Feuer gehn.
Und alles, was man mir
Nur Hartes angetan,
Beschließt das scharfe Messer
Und Dein begier'ger Zahn.

„Aus Nord und Süd“ erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3/4. März/April 1919. 20. Jahrgang.

Aus dem Schulleben in Deutsch-Ost-Afrika.

Von A. Oberlein, Missionar aus Kitunda.

1. Wie die schwarze Schar zusammenkommt.

Es ist morgens 8 Uhr. Das Stationsglöckchen ruft Schüler und Lehrer der „Tagesschule" zur Arbeit. Einige Minuten später mache ich mich auf den Weg zum Schulgebäude, das von dem Wohnhause etwas entfernt und hinter hohen Mapelen- (afrikanischen Obst-) bäumen versteckt gelegen ist. Dort begrüßt mich die muntre, schwarze Schar mit dem üblichen Morgengruß: Wangaluka, bwana. (Guten Morgen, Herr.) Es mögen ungefähr 80 Kinder, Knaben und Mädchen, sein, die heute zum Unterricht erschienen sind. Wir beginnen mit dem Gesang eines Liederverses, in den alle mit frischen, kräftigen Stimmen einfallen. Leider der gibt es täglich eine kleine Enttäuschung. Die Namen schulpflichtigen Kinder werden verlesen, und es zeigt sich, daß eine ganze Anzahl nicht erschienen sind. „Wo ist denn der Folozani?" „Der ist vorhin eben in den Wald gegangen." „Wo ist Kalamu?" „Den sahen wir Ziegen auf die Weide hüten." Und so ist der eine spielen gegangen, der andere muß arbeiten, der dritte sitzt noch vor dem Wohnhaus seiner Eltern und will die Schulglocke nicht gehört haben. Bei den Kindern, die auf dem Missionsgrundstück wohnen, wird ein gewisser Zwang ausgeübt. Sie müssen zur Schule kommen, genau so, wie bei uns in Deutschland die Kinder zur Schule gehen müssen. Und die Eltern sollen ihre Kinder zur Schule schicken. Darum gilt es nun jeden Morgen, die fehlenden Kinder heranzuholen. Dazu werden einige größere Jungen ausgeschickt. Etwa die Hälfte der Säumigen wird herangebracht. Die andere Hälfte ist nicht zu erreichen. Der Ausgesandte berichtet: „Der Junge sah mich schon von weiten kommen und verschwand schnell in den Feldern und versteckte sich. Als ich ihm nachstellte, lief er mir ganz davon, und ich konnte ihn nicht mehr einholen." Da müssen wir denn am nächsten Tage wieder versuchen, den Ausreißer heranzuholen, wenn er nicht von selbst kommt. Doch da hat sich der kleine Sünder zeitig aus dem Staube gemacht, er ist überhaupt nicht zu sehen. Die Eltern wissen nicht, wo er steckt, sie kümmern sich auch nicht darum, ob ihr Sohn zur Schule geht oder nicht. So vergehen manchmal Wochen, bis man einen solchen „Schulfeind" aufgreift, oder bis er sich selbst mit der unschuldigsten Miene von der Welt zum Unterricht einfindet und so tut, als wenn absolut nichts vorgefallen wäre.

Wurde die Zahl der fehlenden Kinder zu groß, so benutzte ich einen schulfreien Vormittag (Sonnabends) dazu, um den Eltern auf den Ansiedelungen, die im Umkreis um die Station herumliegen, zu besuchen und ihnen einzuschärfen, daß sie auf ihre Kinder achten und sie zur Schule schicken möchten, ich habe auch den Kindern, die an solchen schulfreien Tagen meist zu Hause waren, scharf ins Gewissen geredet. Das half für einige Zeit. Doch nur zu bald war es vergessen, und die Not ging von Neuem an. Da verliert der Missionar beinahe die Geduld, und er ist in Versuchung, solche Unverbesserliche einfach laufen zu lassen. Aber, wenn das die übrigen Kinder merken, versuchen sie es auch und kommen nicht mehr. Das wäre ein großer Schade für die Missionsarbeit. Darum gilt es immer wieder, frischen Mut zu fassen und in Geduld weiter zu arbeiten und nicht müde zu werden.

2. Wasserschen.

Unsre innerafrikanischen Jungen *lieben das Wasser nicht besonders*. Ihr wißt ja, daß ihre Hautfarbe schwarz oder dunkelbraun ist. Aber oft kamen die kleinen Burschen mit ganz anderer Hautfarbe in die Schule. Sie waren ganz grau, ja manche sogar weiß geworden. Da hatten sie sich vorher auf der Straße oder in den Feldern in dem tiefen Sand und Staub herumgewälzt, vielleicht bei einer Prügelei, hatten dann aber vergessen, sich zu waschen. So kamen sie als „Weiße" zur Schule. Nun sagte ich ihnen: Ihr dürft nicht so „weiß" zur Schule kommen, ihr müßt euch waschen und baden, damit ihr hübsch schwarz und braun ausseht; Baden ist ja gesund. Einige merkten sich das, und kamen

wirklich mit einem sauberen „schwarzen" Körper zur Schule, doch die Meisten blieben nach wie vor schmutzig oder weiß. Da setzte ich ganz kleine Preise aus für die, die sauber zur Schule kamen, und nun wollten doch viele die Preise gewinnen. Aber wegen ihrer Wasserscheu suchten sie einen Ausweg. Sie schmierten einfach ihren schmutzigen Körper mit Oel ein, ohne ihn vorher gewaschen zu haben und sahen nun von Weitem ganz schön schwarz aus, aber wenn man näher zusah, schimmerte durch die glänzende Decke noch der dicke Schmutz hervor. Solche Jungen bekamen natürlich nichts. (Uebrigens reiben sich die Neger ihren Körper ab und zu mit Oel ein, aber nicht, um Schmutzflecken zu verdecken, sondern um die Haut geschmeidig zu machen, damit sie in der heißen Sonne nicht aufspringt.

Vater, ein ehrlicher Christ, freute sich sehr über seinen Sohn, und ich natürlich auch.

4. Wie mancher antworten lernte.

In den Religionsstunden war es anfangs eine schwere Arbeit, die Jungen und Mädchen zu einer Antwort zu bewegen. Sie hörten ganz aufmerksam zu, aber wenn es ans Wiederholen und Fragen ging, da schien keines etwas zu wissen. Nach und nach wurde es besser, die Jungen wagten zu antworten. Nur mit den Mädchen war nichts anzufangen. Nun sagte ich zu den Kindern: „Wer mir das nächste Mal die Geschichte, die ihr heute gehört habt, ganz wiedererzählen kann, der bekommt einen Schieferstift oder ein Bildchen, oder wenn ers ganz gut

Ostafrikanische Schulkinder von Kitunda auf einem Ausflug.

3. Wie schnell ein Bursche lesen lernte.

Viele schwarze Jungen kommen sehr treu zur Schule und hängen an ihrem Lehrer. Und es ist erstaunlich, wie schnell sie sich all die Schul-Weisheit aneignen: Da war ein 6jähriger Knabe, namens Mwanakulwa, der kam jeden Tag und ließ sich durch nichts abhalten. Wenn es regnete und kalt war und viele Schüler sich nicht aus den schützenden Häusern herauswagten, war unser Mwanakulwa da. Manchmal machte mich der Schulhelfer aufmerksam: „Mwanakulwa ist krank, er hat Fieber, fühle nur mal sein heißes Köpfchen an." Ja, richtig, der Körper war glühend heiß. Ich fragte: „Warum bleibst Du denn nicht zu Hause, wenn Du krank bist." Er gab keine Antwort, aber nach Hause ging er nicht. Da ließen wir ihn still sitzen. Dieser Junge las nach 1½ Jahren Unterricht ziemlich fließend die „biblischen Geschichten", die ich ihm geschenkt hatte und die als Lesebuch benutzt werden. Sobald er zu Hause war und freie Zeit hatte, saß er vor der Haustür und las, und sein

macht, einen Bleistift geschenkt." Zu meiner großen Freude fanden sich in der nächsten Stunde eine ganze Anzahl Jungen, die die ganze Geschichte frei wiedererzählten, ja manchmal noch in ihrer Weise ergänzten oder in ihre Verhältnisse übertrugen.

5. Aufsätze.

Oefters ließ ich die älteste Klasse Aufsätze schreiben. Da schrieb ein Junge, allerdings einer, bei dem das Essen und Trinken eine große Rolle spielte: „Als auf der Außenstation Tjadodwa eine Schule gebaut worden war, kamen viele Kinder und Erwachsene zum Unterricht. Sie freuten sich, daß sie unterrichtet wurden und den Sinn der Lesestücke erfaßten. Einmal war ich in den Wald gegangen. Da kamen sie, um mich zur Schule zu holen. Ich antwortete ihnen: „Ihr lügt". Doch in meinem Herzen dachte ich: „Diese Dummköpfe rufen uns zur Schule, und wir wollen doch gar nicht gehen". Aber die Lehrer sagten:

„Wenn du das Lesen gelernt hast, wirst du großen Gewinn davon haben. Komm nur.“ Da gingen wir viele Tage zur Schule, und als das Jahr zu Ende war, kamen wir an einem großen Feiertag (er meint das alljährliche Schulfest) zusammen und aßen sehr viel Fleisch. Da freuten sich die Kinder, weil sie an diesem Tag tüchtig Fleisch essen konnten und kehrten nach Hause zurück. Etwas Schöneres schrieb ein 12 jähriger Bursche: „Es gibt gute und schlechte Jungen. Ein guter Junge tut gute Arbeit. Wenn einer heute in die Schule kommt und morgen wieder zu Hause bleibt, dann ist er ein dummer Kerl. Wenn einer aber sagt: ich liebe die Schule, und kommt und lernt lesen, dann hat er Freude, und sein Vater sagt zu ihm: „Mein Kind, bleibe treu im Schulegehen.“ Darauf antwortet der Sohn: „Ja, Vater, das will ich tun, denn es macht mir Freude.“

Missionsdirektor Latrobe, der auch reiten mußte, als er im Himalaya besuchte, mit Missionaren und Tibetischen Christen.

Und wenn auch andere sprechen: Du bist ein muhumbu (Dummkopf), daß du zur Schule gehst, dann antwortet er ihnen: „Ja, ihr denkt, ich bin dumm, aber ich sage euch: Laßt mich nur gehen, ich liebe die Schule und mein Herz freut sich darüber.“ (Schluß folgt.)

Bilder aus den Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

1. Das Bergpferd.

(Fortsetzung.)

Doch nicht nur furchtbare Feinde, sondern auch Freunde und nahe Verwandte trifft das Pferd auf diesen Hochsteppen. Nicht nur weiden hier in der Nähe der Nomadenlager Herden von zahmen Steppenpferden, die Sommer und Winter ohne Stall und schützendes Obdach, Sturm und Eiseskälte, Mangel und vielen Gefahren der Wildnis trotzen, sondern diese Hochebenen herbergen auch kleine Herden von Wildpferden, die hier noch in völliger Freiheit leben. Am nächsten Morgen gewahren wir fünf dieser hübschen Tiere, die in einer Entfernung von 500 m von unserer Staße entfernt äßen. Bei unserer Annäherung heben sie die Köpfe, kommen neugierig näher, als einer unserer Tibeter ein buntes Tuch schwenkt, und traben schnaubend in weitem Kreise um uns herum. Es sind schöne, schlanke Tiere, ähnlich dem Maultier, ein Mittelding zwischen Pferd und Esel, mit der rötlich-grauen Farbe des letzteren und einem schwarzen Strich über Schultern und Rücken. Sie sind wild und sehr schwer zu zähmen. Alle Versuche, gefangene Kyangs (dies ist der tibetische Name), zum Lastentragen abzurichten, sind bisher fehlgeschlagen.

Ein paar Tage später stehen wir am Ufer des Tsarapflusses. Es ist später Nachmittag. Der Fluß, der am frühen Morgen nur wenig Wasser führt, so daß man ihn an seiner Furt gut durchreiten kann, wie ich öfters früher getan hatte, ist jetzt, da die Zuflüsse ihn nach dem heißen Tage mit Schmelzwasser von den entfernten Gletschern und Schneefeldern gefüllt haben, zu einem reißenden Strom geworden. Da gilt es, einen Umweg von zwei Stunden zu machen, um an eine Brücke zu kommen. Aber was für eine Brücke! Drei Balken in verschiedener Höhe, die auf beiden Seiten von schlecht eingemauerten Stützbalken getragen werden. Ein Geländer ist nicht vorhanden. Die Bohlen, die den Laufboden der Brücke bilden sollen, sind weg; reisende Tibeter haben sie als willkommenes Brennmaterial in dieser baumlosen Wüste verwandt. Einige rohe, wackelnde Holzscheite und ebenfalls wackelige Steinplatten, zwischen denen große Lücken klaffen, bilden den Boden der Brücke, die nicht breiter als 75 cm ist. Ueber diese Brücke, die in einer Höhe von etwa 30 m über dem tosenden Fluße hängt, sollen Menschen, Tiere und das Gepäck geschafft werden. Meine Frau und mein sechsjähriger Junge werden nacheinander von je einem starken Tibeter hinübergetragen. Ich gehe nicht ohne einiges Gruseln, von

einem Manne leicht an der Hand geführt, hinüber. Selbst unseren an dergleichen gewöhnten Tibetern graut vor dieser schwankenden Brücke. Die Lasten wurden einzeln mit Mühe und unter manchen Aengsten von den Leuten hinübergetragen, wobei sie beständig ihren Kontschok, ihren Gott, anriefen.

Nun kamen die Pferde an die Reihe. Ohne Last und Sattel, von einem Manne am Halfterstrick geführt, nähert sich das erste Pferd der Brücke. Es stutzt, senkt den Kopf, mit weitgeöffneten Nüstern, angstvoll schnaufend, mit den Hufen vorsichtig tastend, so wagt es den ersten, zweiten Schritt, stutzt wieder; aber der Mann zieht, ruft dem Tiere ermunternd zu, andere treiben von hinten; die Mitte ist erreicht, hier kippt eine Steinplatte unter dem Hufe, dort verschiebt sich ein Holzscheit, aber es geht, das Wagstück ist vollbracht, das Pferd ist hinüber; keuchend, zitternd am ganzen Leibe steht es still. So folgen auch die sechs anderen Pferde nach. Kein einziges stürzt ab. Wie leicht hätte es geschehen können! Solche Kunststücke können nur Bergpferde fertig bringen, die das Klettern auf schwindeligen, steinigen Pfaden fast täglich üben.

Nicht weit von dieser Stelle geschah es einmal, daß der Missionspionier Br. Heyde in große Lebensgefahr geriet. Er wollte den hochangeschwollenen Fluß durchreiten. In der Mitte des reißenden Stromes verliert sein Pferd den Grund unter den Füßen. Mit seinem Reiter wird es vom Strome fortgerissen. So treiben sie eine Weile dahin. An einer Strombiegung treibt sie die Strömung näher ans Ufer. Das Pferd bekommt wieder Boden unter den Füßen, aber das Ufer ist steil und die Kräfte des Tieres sind erschöpft. Immer wieder wird es von der Uferböschung, die es erklimmen möchte, in den Strom zurückgerissen. Da — eine letzte, verzweifelte Anstrengung — es ist halb aus dem Wasser. Der Missionar springt ab, zieht sein ermattetes Tier hinauf, sie sind gerettet.

Zwei Tage nach unserem Flußübergang geht es über den Baralatscha-Paß, den dritten hohen Paß auf dieser Reise. Er ist 5400 m hoch und im Winter durch Schnee völlig gesperrt. Der Weg ist heut anfangs gut; nach zwei Stunden Aufstieg kommen wir nahe am Scheitel in den Schnee, den die Junisonne nun zu schmelzen beginnt. Er wird weich, schon die Reitpferde, die wir am Zügel führen, brechen fast bei jedem Schritt durch die dünne, gefrorene Schneedecke und sinken bis an den Bauch ein. Drei Stunden lang gibt es so vor allem für die armen beladenen Lastpferde schwere Arbeit, bis wir nahe am Reiseziel auf der anderen Paßseite wieder im wärmeren Tale aus dem Schnee herauskommen.

Da scheut mein Pferd und springt erschreckt zur Seite. Ein paar große Himalaya-Geier und Lämmergeier und eine ganze Schar von Kolkraben und Krähen fliegen bei unserer Annäherung auf, um sich in geringer Entfernung wieder niederzusetzen. Wir hatten sie von ihrer Mahlzeit unliebsam aufgestört. Sie waren daran, ein gefallenes Pferd zu verzehren, welches einer Karawane, die gestern den Paß überschritt, angehörte, und den Strapazen erlegen war. Mehrere weißgebleichte Pferdegerippe, die wir heute schon am Wege liegen sahen, zeugen von den Schrecken des Passes. Wie manche Karawane wird von einem plötzlichen Schneesturm ereilt! Wie manches Pferd stürzt vom schmalen Saumpfade in die Tiefe! So verloren Geschwister Bruske einmal ein Lastpferd durch Absturz, und damit zwei kostbare Ladungen.

Im schönen Kulutale geschah es einmal, daß mir zwar nicht ein Pferd, aber ein Maultier abstürzte. Die gute Bergstraße war infolge eines furchtbaren Erdbebens (im Frühjahr 1905) an vielen Stellen zerstört. Unsere Lastpferde kamen an eine solche Stelle. Nur ein schmaler Streifen der hier künstlich an steiler Felswand aufgemauerten Straße war noch gangbar. Die indischen Maultiertreiber waren wie so oft achtlos, die Tiere drängten, stießen sich und eins wurde in die Tiefe gestoßen, zerschellte und rollte mit seinen Ladungen in den Fluß. Nach drei Stunden schwerer Arbeit gelang es den Leuten, die zwischen den Steinblöcken hängen gebliebenen Reisekörbe aus dem Wasser zu fischen. Nun galt es für uns ein großes Trocknen zu veranstalten. Unsere besten Kleider, Bücher, die Rechnungsbücher der Station, Briefpapier, Patronen — alles war durch und durch naß, vieles verdorben, aber doch manches gerettet.

Ohne Unfall erreichen wir drei Tage nach dem Paßübergang unsere Station Kyelang, die dort so wunderschön zwischen grünen Feldern, Bergmatten und Gletscherbergen daliegt und danken Gott für alle Bewahrung in den Gefahren, die auch uns oft genug gedroht haben. Und wenn wir die Reise glücklich vollenden durften, so hatten wir das nächst Gottes Güte unseren guten Pferden zu danken.

Worum wir jetzt bitten sollen.

Auch all die kleinen Missionsleute müssen in dieser entsetzlichen Zeit, da niemand weiß, was uns die Zukunft bringen wird, fleißig und dringlich beten,

1. daß es der liebe Gott nicht zuläßt, daß die Feinde deutschen Missionaren die Rückkehr auf einige ihrer früheren Missionsgebiete verbieten,
2. daß er doch Mittel und Wege schaffen möchte, daß all unsere gefangenen Missionare, sowie ihre Frauen und Kinder bald frei werden,
3. daß in Südafrika dem Umsichgreifen der entsetzlichen Seuche (einer bösen Grippeart) Einhalt getan werde, die schon hunderte von Opfern gefordert hat, die besonders in den großen Städten wütet, von der aber auch unsre Missionsstationen hart betroffen worden sind,
4. daß unsre verwaisten, ihrer Missionare beraubten Gemeinen in Ostafrika doch weiter zusammen gehalten werden möchten, daß die Helfer und alle unsre Christen dem Herrn Jesu treu bleiben,
5. daß wir das nötige Geld zum Unterhalt der Mission auch in der jetzigen teuren Zeit bekommen, vor allem
6. daß bald Friede werde, damit die Missionsarbeit wieder beginnen kann, wo sie jetzt unterbrochen ist.

Rätsel.

Ein Augenblick ist meine Zeit,
Doch kann ich viel verrichten
Und Werke für die Ewigkeit
In einem Nu vernichten.
Stumm bin ich stets, allein mein Sohn,
Der ist zum Lärm geboren.
Von seiner Stimme Riesenton
Erzittern Herz und Ohren.

Empfangsbestätigung.

Für die Mission im Allgemeinen 83.68 Mark. Missionsbüchsen der Sonntagsschulkinder in Spiegel.

Mit herzlichen Dank erhalten

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5/6. Mai/Juni 1919. 20. Jahrgang.

Grüß Gott!

Gott grüße Dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße Dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.
Gott grüße Dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel als ein Gebet.

Julius Sturm.

Mutter und Kind in der Gefangenschaft.

Was für ein lustiger Bub ist es, der dort neben seiner Mama auf der Bank steht! Da muß man ja mitlachen, wenn man in sein fröhliches Auge schaut. Not sieht man ihm keine an. Nicht wahr? Und doch ist es ein Gefangener! Er ist eins von den Kindern, die in Tempe bei der Stadt Bloemfontein in Südafrika mit ihren Müttern zusammen eingesperrt sind. Nicht in einem finsteren Gefängnis, aber doch so, daß sie jene Ortschaft nicht verlassen dürfen. Möchte nur endlich Friede werden, damit jene Kinder und ihre Mütter frei werden und sie mit ihren Vätern, die die Engländer in Aegypten gefangen halten, nach diesen langen zwei bis drei Jahren, endlich wieder vereint werden! Denkt Euch, wie es Euch zu mute wäre, wenn ihr über Jahr und Tag von Vater und Mutter getrennt leben müßtet! Nun, Kindern von Missionaren ist solche Trennung ja fast immer beschieden. Und doch nicht immer in solch jungen Jahren, wie bei diesem Buben und seinen Leidensgefährten.

Wie aber nun heißt der vergnügte Junge? „Hänschen Tietzen" würde er rufen, wenn wir ihn fragen wollten. Und fragten wir weiter: „Wie alt ist denn das Hänschen schon?" so würde es bald herüberschallen: „5 Jahre bin ich schon alt".

Nun denkt Euch: 5 Jahre alt und davon 2½ Jahre gefangen! Also das halbe Leben gefangen! Das schließt unsre Hände schnell zur Fürbitte zusammen: Lieber Gott, mach jene armen unschuldigen Kinder bald frei.

Gott sei Dank aber sind diese Kinder in dem Lande der Buren. Da wagen die Engländer offenbar nicht so bös gegen die deutschen Missionsleute vorzugehen wie in anderen Gegenden der Welt. Schon in Pretoria, wo die Familien vorher gefangen gehalten wurden, hatten ihnen dortige Deutsche und Burenfreunde viel Liebe erwiesen, hatten ihnen Kleider und Schuhe und Hüte, Nähmaschinen und Lebensmittel verschafft, so daß sie keinen Mangel litten. Als eine der Frauen, die in ihrem Lager besuchten, merkte, daß in ihrer Küche Gemüse und Milch fehlte, setzte sie sich zu Hause hin und schrieb einen Aufsatz in die Zeitung, in dem sie die Leser darauf aufmerksam machte und zu Liebesgaben für die Gefangenen aufforderte. Welche Liebe sie selbst beseelte, das zeigte der Schluß des begeisternden Artikels. Dieser lief nämlich in den Satz aus: Für diese gefangenen Mütter und für ihre Kleinen müssen wir alles tun, was Christenliebe nur vermag. Denn „die Kinder unserer Feinde müssen uns heilig sein." Wie anders klingt das, als der Ruf zum Aushungerungskrieg, den die Engländer noch jetzt gegen deutsche Männer, Frauen und Kinder führen. Daraufhin kamen auch eine Menge Lebensmittel zusammen, so daß die Kinder keine Not litten.

Noch besser aber haben sie es jetzt in Tempe, wo auch Hänschen Tietzen ist. Seine Pausbacken und sein schmuckes Kleidchen sind Beweis dafür.

Da wohnen die Mütter mit ihren Kindern in kleinen, aber wohnlichen, netten Häuschen von Stein, in denen früher Offiziere ihre Unterkunft hatten. Da fährt täglich ein Milchwagen vor die Haustür. Hänschen macht seine Mutter immer aufmerksam, wenn der Wagen heranrollt. Wie angenehm ist es z. B. bei Regenwetter, wenn man nicht weit nach den Lebensmitteln zu gehen braucht. Alle Nahrungsmittel werden in solchen abgemessenen Mengen zu-

geteilt, wie bei uns. Und die holt man sich in einem bestimmten Hause.

Die Bübchen und Mädel haben manchmal auch noch ganz besondere Fest- und Freudentage. Wenn

Schwester Fr. Tietzen und ihr Hänschen in Tempe.

eins Geburtstag hat, wird dieser Tag durch eine schöne Feier ausgezeichnet. Da sitzen sie dann, wie es das Bild uns zeigt, fröhlich und selig an jener langen Tafel und genießen ihren guten Kaffee und ihren süßen Kuchen so recht aus vollem Herzen.

Als endlich Weihnachten herankam, dachten die Mütter darüber, ob sie wohl einen Christbaum bekommen würden. Damit rechnen konnten sie durchaus nicht. In Pretoria hatten ihnen die Freunde auch zu Weihnachten viel Schönes und Gutes gebracht, jetzt aber hatten sie es in allem so gut, daß sie nicht auf besondere Liebesbeweise rechnen durften. Aber was wars? Als der heilige Abend da war und die Mütter in ihre Zimmer hineinlugten, da wurde eben doch ein Christbaum aufgestellt und da lagen eben doch wieder Kleidchen und Puppen und andere nützliche und angenehme Sachen, so daß groß und klein seine helle Freude daran hätte. Und was war das dort im Hof? Da blöckte es und da meckerte es. Ja wahrhaftig, da stand ein Schaf und daneben eine Ziege! So hatten die lieben Leute auch noch für einen frischen Braten gesorgt, damit die deutschen Mütter und ihre Kinderchen am Feste keine Not littten, sondern noch eine besondere Auszeichnung des Tags auf ihrer Tafel hätten.

Aber, aber, die Mütter konnten trotz all der Liebe nicht recht fröhlich werden. Warum wohl nicht? Weil die Väter der Kinder nicht da waren, sondern noch weit weg von

Geburtstagsfeier in Tempe.

ihnen in der Gefangenschaft schmachteten. Ach und auch die Kinder fühlten das und empfanden die Trennung von ihren lieben Vätern schmerzlich. Als die Mama so recht traurig war, was macht da das Häuschen? Er sagt so lieb und tröstend zur Mama: „Wir haben ja den lieben Papa in der Stube.“ Und dabei zeigte er — wohl ebenso schelmisch lächelnd wie hier auf dem Bilde — auf das Bild des Vaters, das auf dem Tisch stand. Ja nicht nur das, sondern er lief auf das Bild zu und drückt dem Papa einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Und darüber wurde es dann auch der Mutter leichter ums Herz.

Ach sie mögen sich noch oft so gegenseitig getröstet haben, Mutter und Kind in der Gefangenschaft. Ja sie mögen noch viel öfter die Hände falten und den lieben Gott bitten, daß er sie aus der Knechtschaft befreie und vor allem auch den lieben Papa frei mache, damit sie bald wieder zusammen sein und, Gott gebe bald, in der Heimat mit all ihren Lieben vereint sein können. Wer hilft beten, daß nun bald alle unsere gefangenen Missionsarbeiter erlöst werden?

Was Kinder ausgewiesener Missionare erlebten.

Reise der Familie Filschke aus Labrador nach Deutschland.

(Fortsetzung.)

5. Makkovik.

In Hoffental ging es ans letzte Packen. Die großen Reisekörbe und zwei Holzkisten mit Martins und Gerhards Sachen mußten zuerst aufs Schiff. Dann wurde noch 1½ Tag Fisch eingeladen. Das war getrockneter Klippfisch, den man hier in Deutschland das Pfund mit 2 Mark bezahlen muß, während man dort 3 Cent (15 Pfennig) für den frischen Fisch gibt. Am 7. November fuhren wir ans Schiff. Der Aufwärter war nicht sehr zufrieden, daß wir schon kamen, aber am nächsten Morgen wäre es für die Kleinen zu unbequem und zu kalt gewesen. Zudem schneite es dann. Die Station Makkovik war um vier Uhr erreicht. Wir durften im Missionshaus übernachten. Ja, da Schneetreiben die Ausfahrt verhinderte, hatten wir drei schöne Ruhetage. Das war etwas für die Kinder! Die fanden hier an Fritz und Gertrud Lenz prächtige Spielkameraden. Außerdem durften sie das neun Tage alte kleine Bübchen im Missionshaus biem Baden und Waschen sehen, was ihnen viel Spaß machte. Auch boten Hühner, die sie im kalten Killinek nie gesehen hatten, viel Kurzweil, wie schon in Hoffental, Nain und Hebron.

6. Nach dem Sturm in den Hafen von St. Johns.

Montag den 12. November fuhren wir ans Schiff. Kaum aber waren wir aus der Bucht heraus, als wir uns

auf wildbewegter See befanden. Schnell mußten wir uns zu Bett legen, denn es war sehr schlimm. Der Kapitän tröstete uns, aber erst am vierten Tage wurde es erträglicher. Man las in der Zeitung, daß dieser Sturm, den unser Schiff in Makkovik abgewartet hatte, einige Schoner zum Kentern gebracht und Wellenberge von unerhörter Höhe im Gefolge gehabt hätte. Die Kinder waren meist ruhig in ihren Betten. Diesmal hatten wir zwei Kabinen zur Verfügung, so daß jeder von den zwei großen Jungen sein eigenes Bett haben konnte. Am letzten Tag waren sie wieder auf Deck. Da sah man viele Schoner denselben Weg nehmen wie wir, alle brachten ihre Fische nach St. Johns, wo die getrockneten Fische aufgekauft und versandt wurden. Viele waren für Italien bestimmt. Der Kapitän zweifelte, ob wir noch in der Nacht in den Hafen kommen würden, aber siehe da, der Hafen war hell erleuchtet, was vorher wochenlang aus Furcht vor den U-Booten verboten gewesen war. Da rasselte die Ankerkette hinab, und wir waren im sichern Hafen.

7. In Neu-Fundland.

In den ersten Tagen war uns nicht erlaubt, ans Land zu gehen. Nur auf der Brücke hin und her zu spazieren, war gestattet. Am Bord konnten die Kinder die Fischversteigerung beobachten. Ein Händler kaufte den ganzen Fisch in Bausch und Bogen für einen guten Preis. Endlich gelang es dem Kapitän, uns die Erlaubnis zu erwirken, in dem von durchreisenden Missionaren benutzten Hause Wohnung zu nehmen. Unser Schlafzimmer lag eine Treppe hoch mit dem Fenster nach dem Hafen zu. Da hatten die Kinder viel zu sehen. Zudem lag die Post gerade gegenüber. Briefe werden hier nicht ausgetragen, sondern jedermann holt seine Briefe ab. Da ist natürlich den ganzen Tag ein reger Verkehr. Außerdem halten dort die Droschken, und die elektrische Straßenbahn fährt auch etwa alle zehn Minuten vorbei. Das war was für die Buben, sie waren kaum vom Fenster wegzubringen.

Aus dem Schulleben in Deutsch-Ost-Afrika.

Von A. Oberlein, Missionar aus Kitunda.

(Schluß.)

6. Afrikanische Geschichte:

Klugheit siegt selbst über den Löwen.

Die afrikanischen Kinder können, wie die Alten, wunderschöne Geschichten erzählen; ich habe mir manchmal eine erzählen und aufschreiben lassen, und es wird Euch gewiß Freude machen, eine solche afrikanische Geschichte zu lesen:

Der Löwe und der kluge Junge.

Es begab sich, daß eine Hungersnot im Lande herrschte. Eine Frau litt sehr Hunger und ging in den Wald, um sich etwas zum Essen zu suchen. Sie suchte, aber sie fand nirgends etwas Eßbares. Als sie so dahinging, sah sie einen Löwen, der gerade eine Antilope erjagt hatte. Die Frau fürchtete sich nicht, sie freute sich, ging hin zum Löwen und sprach zu ihm: „Gib mir doch etwas Fleisch ab, ich habe so großen Hunger.“ Doch der Löwe erwiderte: „Was gibst Du mir dafür?“ Die Frau sagte: „Wenn mein kleiner Sohn herangewachsen ist, werde ich ihn Dir geben“. Ueber diese Worte freute sich der Löwe sehr, und er gab ihr Fleisch.

Nach einiger Zeit kam der Löwe zu der Frau und sprach: „Du hast mir dein Kind versprochen, wie ist das nun? Ist es groß genug, daß Du es mir geben kannst?“ „O ja, mein Sohn ist soweit herangewachsen“, antwortete sie. „So gib ihn mir heute, ich möchte ihn fressen.“

Damit war die Frau einverstanden, und sie belehrte den Löwen: „Du wirst den Jungen draußen finden, er hat

an den Füßen Glöckchen angebunden und hütet mit seinen Kameraden die Ziegen."

Doch der Junge war sehr klug. Als er draußen auf der Weide war, sprach er zu seinen Kameraden: „Bindet doch auch an eure Füße Glöckchen, so wie ich!" Die taten so, wie er sagte, und banden Glocken an ihre Füße. Gerade als sie damit fertig waren, kam der Löwe und rief: „Ihr Jungen, wo ist der Knabe unter euch, der Glöckchen an den Füßen hat?" Der kluge Knabe trat vor und antwortete: „Sieh doch, wir alle haben Glöckchen an den Füßen." Da ward der Löwe zornig und ging zu der Frau und fragte sie: „Wo ist dein Sohn? ich habe ihn nicht gefunden." Darüber wunderte sich die Frau und antwortete: „Er hat doch Glöckchen angebunden als Erkennungszeichen." Der Löwe erwiderte: „Aber ich habe ihn nicht gefunden." Nun dachte die Frau nach und sagte zum Löwen: „Versuche es morgen noch einmal, ich werde ihm das Kopfhaar abrasieren, dann wirst du ihn leicht herausfinden." Da beruhigte sich der Löwe und ging wieder fort. Da rief die Frau ihren Jungen und rasierte ihm den Kopf kahl. Aber der Knabe war klüger als alle andern. Als er am nächsten Tage wieder mit seinen Kameraden auf die Weide ging, sprach er zu ihnen: „Seht, heute ist mein Haar abrasiert, das sieht schön aus, rasiert euch doch auch schnell das Kopfhaar ab." Seine Kameraden taten, wie er ihnen gesagt hatte. Nach kurzer Zeit kam der Löwe und rief: „Wo ist der Knabe, dem die Haare abrasiert worden sind?" Die Jungen antworteten: „Sieh doch, wir alle haben die Haare abrasiert!" Da schwieg der Löwe, aber er war furchtbar böse und ging zur Frau und erzählte ihr alles. Nun wurde auch die Frau böse, weil ihr Kind so schlau war, und sie sagte zum Löwen: „Jetzt wollen wir es ganz klug anfangen. Ich werde dich in eine Grasgarbe einbinden und werde dann meinem Sohn sagen, er soll das Gras holen. Dabei kannst du ihn sicher fassen." Und so tat sie auch. Als ihr Sohn kam, befahl sie ihm: „Geh' und hole das Gras da draußen. Wenn du fertig bist, kannst du wieder die Ziegen hüten." Doch der Junge durchschaute die Gedanken seiner Mutter. Er rief alle seine Kameraden herbei und sprach zu ihnen: „Wir wollen Pfeile und Bogen machen und dort auf die Graslast schießen. Wer sie trifft, der soll unser Führer sein." Sie machten sich Pfeile und Bogen und schossen auf die Grasgarbe, in der sich der Löwe versteckt hatte. Aber keiner traf. Alle verfehlten das Ziel. Nur der kluge Knabe schoß in das Gras und traf den Löwen. Da kam der Löwe aus dem Gras und floh vor den schießenden Jungen. Diese aber suchten ebenfalls das Weite.

Der Löwe ging zur Frau und sagte wütend zu ihr: „Was ist das? Das Kind hat zu viel Verstand. Aber jetzt werde ich Dich auffressen." Nach diesen Worten ergriff der Löwe die Frau und fraß sie auf. Der Junge aber hatte sich durch seine Klugheit das Leben gerettet."

7. Lieder.

Neben vielen Geschichten, die die Schwarzen erzählen, kennen sie auch noch eine Menge Lieder; und es klingt schön, wenn sie in vollem Chor singen. Nach und nach haben sie auch eine Anzahl schöner deutscher Lieder, die in ihre Sprache übersetzt worden sind, gelernt. Die besten Sänger bildeten einen Chor und sangen die Lieder zweistimmig. Und oft tönten noch abends von ihren Häusern zu uns herüber die schönen Weisen und erfreuten unser Herz.

Wir hoffen, daß die Schwarzen auch jetzt, wo keine Missionare dort sind, die sie unterrichten, das Gelernte nicht vergessen werden und daß, wenn wir einmal die Missionsarbeit wieder aufnehmen dürfen, die ganze große Schar der afrikanischen Jugend aufs neue erzogen werden kann zu tüchtigen Menschen und Christen.

Drei Buben und Onkels Geburtstag.

Kommen mir soeben sieben Mark aufs Pult geflogen, die ihre eigene Geschichte haben, die ich Euch erzählen muß! Lebt da in unsrer schönen, bisherigen königlichen Residenz am Elbstrom ein würdiger Onkel, der jüngst seinen 50. Geburtstag feierte. Und drei Neffen hat er dort, die sich schon wochenlang den Kopf zerbrachen und sich fragten, womit sie dem guten treuherzigen Oheim, der ihnen so viel Liebe erzeigt, zum Festtage eine Freude bereiten könnten.

Halt, jetzt haben sie's: „Der Onkel unterhält Beziehungen zu Herrnhut, Herrnhut hat eine Mission, die Mission braucht Geld, also machen wir ihm eine Freude, wenn wir ihm Geld geben, das er dann der Herrnhuter Mission überweisen kann." Und was wars? Sieben Mark bringen die drei Buben zusammen. Und als der festliche Tag heraufdämmert, können sies kaum erwarten, daß die Mutter mit ihnen zum Onkel geht. Auch das kleinste Brüderchen darf mitgehen. Lustig trampelt es mit seinem Vergißmeinnichtstrauß neben den älteren Brüdern her. Und als diese ihr Geld aushändigten, hat sich da der Onkel gefreut! Sofort bestimmte er es für die Kinder, die jetzt mit ihren Müttern aus Ostafrika in die Heimat kommen.

Drei Tage darauf legt ein Dampfer in Holland an, der führt eine große Schar ostafrikanischer Feldgrauer und auch Missionsfamilien an Bord, unter denen sich eine Mutter mit 2 Kindern befindet. Das sind nun die ersten Kinder von Herrnhuter Missionaren, die direkt aus Deutsch-Ostafrika nach Hause kommen. Bisher waren nur einige mit ihren Eltern aus Frankreich gekommen, wo sie in Gefangenschaft gehalten worden waren, nachdem man sie aus Deutsch-Ostafrika und durch den ganzen Kongostaat quer durch Afrika geschleppt hatte. Mitgebracht haben die beiden kleinen Ostafrikaner und ihre Mutter so gut wie nichts. Die Mutter mußte all ihre Wäsche und Geschirr und Möbel in Ost-Afrika zurücklassen. Nur ganz geringe Habe durfte sie mit sich führen. Ja, viel hat sie nicht, wenn auch gute Freunde in Holland ihr schon mit Unterkleidern, Strümpfen, Schuhen, Seife und anderen unentbehrlichen, nützlichen Dingen ausgeholfen haben. War da das Geld der Dresdner Buben nicht gut angewandt? Ach die Mutter wird sich mit den sieben Mark im Blick auf die bedürftigen Burschen schon ganz reich vorgekommen sein. Und wenn sie vollends die Geschichte dieses Geldes gehört haben wird, dann wird sie in der Liebe, die ihr die Dresdner Buben, wenn auch durch den Onkel vermittelt, erwiesen haben, sich noch reicher gefühlt haben. Sicherlich wird sie uns noch einmal einen schönen Dankbrief schreiben und von ihren Erlebnissen in der Kriegszeit dort drüben in Deutsch-Ostafrika etwas erzählen. Sicherlich hat sie den General Lettow und all seine weißen und schwarzen Helden dort drüben gesehen und in ihrer Pflichttübung, in ihrer Vaterlandsliebe beobachtet. Sicherlich hat sie mit Lebensmitteln, vollends mit Wäsche und Kleidung sehr haushalten müssen; wie sie das gemacht, das möchten wir alles wissen. Und was mag sie sonst noch alles erlebt haben? Wenn sie uns davon erzählt, gelt, das kann schön werden. Und da werden sich auch die Buben freuen, die jene sieben Mark gegeben haben. Wills etwa jemand ihnen nachmachen?

Rätsel.

Wann ist es gefährlich, in den Garten zu gehen?

Quittung.

Durch Frau Ww. W. Wetzig, Tanndorf, für Mission von 2 Lesern von Nord und Süd 2.— Mk.

Mit herzlichen Dank erhalten

Die Geschäftsstelle.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7/8. Juli/August 1919. 20. Jahrgang.

Heimreise der Familie Joberbier aus Deutsch-Ostafrika.

1. Die Seereise bis Holland.

An einem Freitagabend um 10 Uhr verließen wir Morogoro, um am andern Morgen gegen 8 Uhr in Daressalam einzutreffen. Man hatte uns teils in Personenwagen, teils in Viehwagen untergebracht. Ich hatte einen halben Viehwagen zur Verfügung. Das war mir sehr angenehm, konnte ich da doch mein Kinderbett und den Liegestuhl aufstellen, und die beiden Kinder konnten die Nacht unterm Moskitonetz zubringen. Die Fahrt war furchtbar. Wir dachten immer, unser Wagen würde aushaken und stehenbleiben. Nun hatte man uns gesagt, wir kämen in Daressalam sofort auf den Dampfer. Wir waren sehr enttäuscht, als dies nicht der Fall war, ja wir garnicht erwartet wurden. Wir riefen uns nun schleunigst Träger für unsere Sachen und traten dann den Weg ins Berliner Missionshaus an. Es gab ein entsetzliches Durcheinander. Jeder fragte: „Haben Sie Betten, haben Sie Netze?“ Wir hatten nichts mit. Im Missionshaus erwartete mich Missionar Pribusch (von der Berliner Mission), ich wurde freundlich aufgenommen, rührend sorgte man für uns. Sonntag vormittag wurden unsere Sachen von den Engländern durchsucht, doch wurden wir glimpflich behandelt. Es wurde meist nach Gold und Regierungspapieren geforscht. Montag früh um 7 Uhr mußten wir am Zoll sein. Schon sahen wir den Leichter, der uns zum Truppentransportdampfer „Borda“ bringen sollte. Am Dampfer angekommen, kletterten wir schwer beladen mit unserm Handgepäck und den Kindern die Schiffstreppe empor. Zuerst ging es in die Hospitalräume (zur Leibesvisitation), dann wurden uns Kabinen angewiesen. Die Damen der Gesellschaft kamen in die 1. Klasse, alle anderen Personen ins Zwischendeck. Ich hatte mit noch vier andern Damen und den 2 Kindern eine Außenkabine; die Treppen, die hinunterführten, waren entsetzlich steil; es ist zum Verwundern, daß keinem Kinde etwas Ernstliches zustieß. Unser Kabinengepäck trugen deutsche Soldaten hinunter. Es war kolossal heiß, man konnte kaum etwas essen vor Hitze. Es gab drei Mahlzeiten im Zwischendeck. Morgens um acht einen Fleischgang, Brei, Brot, Butter, Marmelade, mittags Suppe, Kartoffeln, Fleisch ohne Tunke und abwechselnd Bohnen oder Erbsen, in Wasser gekocht, nachmittags um fünf Uhr Tee, Brot, Butter, Marmelade; dann nichts mehr. Wir nahmen uns öfters noch ein Schnittchen mit, denn von fünf bis früh um acht sind fünfzehn Stunden, solang kann man es ja kaum aushalten. In Tanga kamen sehr viele Frauen an Bord. Im Eßsaal war es sehr schmutzig. Die Kellner wischten sich den Schweiß mit den Tüchern, mit denen sie die Becher und Teller abwischten. Oft waren die Becher, dunkelbraune Emaillebecher, garnicht abgewaschen. Der eine Kellner spielte mit dem Wischtuch erst Fußball, ehe ers zum Reinigen benützte. Schlimm war es auch, daß das Essen immer kalt war. In der Hitze ging es, aber in der Kälte bekam man nie etwas Ordentliches in den Magen. Große Unzufriedenheit herrschte auch darüber, daß die Fahrgäste der 1. Klasse so gutes Essen bekamen (Blätterteig, täglich frische Brötchen, schöne Wurst, Schinken). Später mußten diese eine Zeitlang im Zwischendeck essen, damit ungefähr 60 Beamte und Pflanzersfrauen auf Deck essen konnten. Auf dem Dampfer war auch ein Hospital, von deutschen Aerzten und deutschen Schwestern versorgt. Es gab auch viele Kranke, die an Malaria und Erkältungen litten.

Am Morgen des 25. Februar gingen wir in See, nachdem wir am 24. nachmittags noch die letzten Lettowkrieger an Bord genommen hatten. Wir freuten uns sehr, unsere tapferen Deutschen begrüßen zu können. Wir belegten an Deck ein Plätzchen und waren froh, da sitzen zu können, denn zum Umhergehen war kein Platz. Bis Aden war es recht heiß, besonders in den Nächten, nur eine kühle Brise machte es erträglich. Die See war oft spiegelglatt, wunderschön, oft aber stampfte das Schiff auch sehr. Den Felsen: „Schlafender Löwe“ konnten wir gut beobachten. Aden

passierten wir bei Nacht. Das rote Meer war sehr bewegt, der Dampfer stampfte arg, wir konnten bis zum Horizont die Schaumkronen beobachten. In Suez war der Hafen sehr belebt. Viele große Schiffe lagen da, auch Truppentransportdampfer, Motorboote und Segelschiffe. Es war ein wunderschönes Bild; die Kinder hatten viel zu beobachten. In Suez kam ein ganzer Kahn mit Gemüse an Bord, wir haben aber nie etwas davon gesehen. Zwei Händler kamen an Bord, und ich konnte ein paar Eier für die Kinder erstehen. Hier gingen auch 14 unserer Lettowleute von Bord. Sie waren 14 Tage vor dem Waffenstillstand gefangen genommen worden und mußten nach Aegypten ins Gefangenenlager. Wie gern hätten wir ihnen etwas mitgegeben, aber wir hatten selbst nichts. Am Abend verließen wir den Hafen, wir hätten die Fahrt gern am Tage gemacht, da sie sehr interessant ist. Am andern Morgen konnten wir noch ein wenig Land und Leute beobachten, auch Flamingos und Pelikane, und kamen gegen Mittag in Portsaid an. Portsaid ist auch ein großer Hafen. Da gabs wieder viel anzustaunen. Japanische, amerikanische und englische Dampfer in Menge. An einem Wrack wurde gesprengt, und viele Ueberreste von zersprengten Schiffen lagen an den Ufern. Kaum angekommen, war auch schon die Gesundheitskommission an Bord. Wir persönlich hatten nichts damit zu tun. Die Influenzagefahr war scheints vorüber, denn wir hörten nichts mehr davon. Zu Anfang der Reise waren mehrere Engländer gestorben, und die Gefahr für uns war groß. Ein Engländer ging noch vor Aden im Fieber über Bord. Die Engländer hatten Europäer als Heizer, und das Heizen hielt kein Mensch aus in der großen Hitze an der Ostküste. Eine Aufregung herrschte, als laut wurde, daß ein Kind oder Mann über Bord gefallen. In größter Geschwindigkeit war ein Boot ausgesetzt, um den Mann zu suchen, auch ein Rettungsring war schnell ausgeworfen. Und es gelang den Männern auch wirklich, während unser Dampfer stoppte, den Mann ans Tageslicht zu bringen, aber er war tot und mußte wieder dem Meer übergeben werden. In Portsaid wurde „gekohlt" (Kohlen eingenommen), wir sahen selbst wie Kohlenmänner aus. Bis in die Nacht ertönte der Gesang der Arbeiter. Ein tauchender Araber machte den Kindern viel Freude, weniger den Müttern, die für dererlei Scherze kein Geld hatten. Händler durften hier nicht an Bord. Wie gern hätten wir Einkäufe gemacht.

Nun ging die Fahrt im Mittelmeer weiter. Dreimal war Probealarm wegen Minengefahr. Wir mußten uns jedes Mal an dem uns angewiesenen Platz am Boot aufstellen, mit dem Rettungsgürtel in der Hand. Ich hatte meinen Kindern erklärt, wo wir unsern Platz hätten. Sobald der Dampfer zweimal tutete, gingen sie an den Platz, und ich lief nach den Gürteln. Im Ernstfall wäre doch keiner von uns da unten gerettet worden. — Im Mittelmeer hatten wir zwei Tage argen Sturm. Es war fast alles seekrank. Lieblich war auch mir nicht zu mute, aber ich konnte doch meine Kinder besorgen und legte mich dann wieder hin. In dem Raum zwischen den Kabinen stürzten die Koffer durcheinander. Mehrere Damen verletzten sich, eine stürzte die Treppe hinunter. In unserer Kabine war alles durcheinander geworfen. Wir sahen uns immer wieder um, ob noch etwas fallen konnte. Wenn es so entsetzlich schwankte und die Koffer, Schuhe und Flaschen umherliefen, da sahen immer acht Köpfe entsetzt aus den Betten. Hätte ich malen können! Koffer, Schuhe, Flaschen, Keks, Zahnbürsten, Medizinflaschen, Strümpfe, Besteck, alles im malerischen Durcheinander in dem schmalen Gang und weiße Nasenspitzen in den Betten. Den Humor verloren wir nicht. Früh kam die Kellnerin und fragte, wie es ging. Wir sagten, wir bäten um Kaffee und Brot. Sie ließ sich nicht wieder sehen! Andere gaben ihr erst ein Trinkgeld, hatten aber auch keinen besseren Erfolg. Deutsche Herren brachten uns dann Kaffee und Brot. Mittags ging eine unserer Damen und bat um Essen für uns; das gabs aber nicht. Auf gutes Zureden hin bekam sie etwas Suppe und ein paar Kartoffeln. Wir aßen dann jeder zwei Kartoffeln mit Salz. Heringssalat und Schinkenbrot wäre uns lieber gewesen, aber wir waren doch vergnügt. Als es ein wenig ruhiger war, ging ich mit den Kindern an Deck, es schaukelte noch sehr, aber ging zu ertragen. Ueberall, wo wir uns in der Nähe von Land befanden, kamen Möven an Bord. Schon im Mittelmeer wurde es bitter kalt und wir litten darumter sehr. Im atlantischen Ozean war es noch schlimmer. Die gefürchtete Biskayabucht machte uns ein sehr freundliches Gesicht. Es herrschte Regenwetter, und da war sie ganz glatt. Aber kalt! Kein warmes Plätzchen war auf dem Schiff. Des Nachts wurde man garnicht mehr warm, dazu das kalte Essen. Erhitzende Getränke gabs auch nicht zu kaufen. Im Hafen von Plymouth schneite es. Dover liegt reizend. Im Kanal lagen viele Schiffe, dort fuhren wir bei Tage. An einem Freitag Abend legten wir in Rotterdam an; wie dankbar waren wir, in Holland zu sein.

Station „Schlesien" bei Morogoro, wo die Familie Zoberbier in Deutsch-Ostafrika wohnte.

2. Von Rotterdam bis Berlin.

In Holland ist es ja reizend zu reisen, zu Wasser und zu Lande. Wunderschön sind die grünen Ufer, die Flüsse, die niedlichen Häuschen und die Viehherden. Man kann sich nicht satt sehen. Gegen neun Uhr wurde mit dem Ausschiffen begonnen. Wir sahen aus wie Auswanderer, jeder war mit Gepäck, soviel er nur tragen konnte, beladen. Aber die Freiheit winkte! Gleich an der Schiffstreppe standen die Holländer, die nahmen uns gleich die Sachen ab und trugen die Kinder von Bord. Wir waren wie erlöst. Zwei Damen vom Roten Kreuz aus Berlin hießen uns willkommen. Der Zug stand nicht weit. Auf dem Wege dorthin traf ich Bruder Weiß, der mich herzlich begrüßte. Wie wohl das tat, vermag ich nicht in Worte zu fassen. Wie lieb hat er für uns gesorgt in der kurz bemessenen Zeit. Alle erwiesen uns soviel Freundlichkeit. Zuerst bekamen wir schönen heißen Kaffee und jedes ein Blümchen angesteckt. Auch bekamen wir einige warme Sachen und Schuhe. Für die Weiterreise waren schöne Päckchen mit Brot zurechtgemacht und Milch in Flaschen gefüllt. Bruder Weiß war ganz beladen mit all den Herrlichkeiten. Die Kinder bekamen Schokolade in Menge. Am Zug gab es eine gute kräftige Suppe, es wurden Zigarren und

Schokolade verteilt, auch Postkarten. Mit Schokolade versorgte auch mich Bruder Weiß und nicht zu vergessen: mit Seife. Bruder Weiß machte mich mit einem Herrn bekannt, der zog seine Gummischuhe von den Füßen und schenkte sie mir, da sie mir gerade paßten. Wir wußten wirklich nicht, wie wir für soviel Liebe danken sollten. Auf allen Stationen in Holland bekamen wir heißen Kakao, auch Aepfel, Ostereier und Brötchen.

Auf der Station vor Emmerich empfing uns die Heimat. Dort sangen die Schulkinder, und wir bekamen Tannenzweige und Aepfel. In Emmerich mußten wir umsteigen. Wieviel hilfsbereite Hände streckten sich uns entgegen! Auch dort war für das leibliche Wohl gesorgt. Die Musikkapelle spielte, und der Bürgermeister hielt eine Ansprache, in der er uns herzlich willkommen hieß. Weiter ging unsere Fahrt nach Wesel. Dort wurden wir, da wir über Nacht bleiben mußten, in der Kaserne untergebracht. Was für eine große Arbeit hatten die Damen dort mit uns! Mit Musik wurden wir empfangen und in die Kaserne gebracht und ebenso wieder an die Bahn. Der Bürgermeister redete auch hier, aber es war nach zehn Uhr, und wir froren so entsetzlich, besonders die Kinder, daß wir lieber gleich weitergegangen wären. Die schöne heiße Suppe aus Soldatenschüsseln tat uns gut. Um zwölf Uhr nachts wurden noch Torte und Ostereier verteilt, aber die Kinder waren schon vor Uebermüdung eingeschlafen.

Am nächsten Vormittag um elf Uhr ging unsere Reise weiter nach Berlin; wir waren mit einer ordentlichen Portion Kommißbrot gut versorgt. Leider war der Zug nicht geheizt, wir froren daher sehr. Es mochte wohl zehn Uhr abends sein, wir waren gerade eingeschlafen, als unser Abteil aufgerissen wurde und es hieß: „Alles aussteigen!" Wir konnten uns kaum vor Beinen zurechtfinden, geschweige, daß wir unsere Decken und Sachen hätten auseinanderfinden können. Es gab nämlich auch kein Licht. Aber unsere Sorge war unnötig, denn wir sollten nur essen. Das taten wir ja gern, war es doch seit früh um acht Uhr das erste Warme, das wir bekamen: Suppe, Gulasch, Milchreis, Brötchen, Keks, Bonbons und jedes Kind eine Tafel Schokolade. Kakao gabs auch noch zu trinken. Dazu Musik; auch hier in Minden wurde eine Ansprache gehalten, kurz, kernig und zu Herzen gehend. Weiter ging die Fahrt. Morgens bekamen wir wieder Suppe und Kaffee und Brot auf einer Station.

Nachmittags fünf Uhr waren wir dann in Berlin. Ich wurde von Missionsdirektor Axenfeld dort erwartet und fand im Missionshaus der Berliner Mission freundliche Aufnahme. Am 3. April hatte ich die Freude, Bruder Hennig dort zu sprechen. Am 4. April langte ich dann endlich nach achtjähriger Abwesenheit im lieben Elternhaus in Neusalz an. Gott sei Dank fand ich alle meine Lieben noch vor. Die Heimat selbst aber hat sich so verändert, daß man Zeit braucht, sich zurechtzufinden und einzuleben.

M. Z.

Hauptstraße in Sansibar, Ostafrika.

Bilder aus dem Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

1. Das Bergpferd.

(Schluß.)

So leistet das Pferd in jenen wilden Bergen seinen Herren, Tibetern wie Europäern, unschätzbare Dienste.

Was ist aber das Los des treuen Tieres, wenn ihm nach jahrelangem, treuen Dienste und schwerer Mühe und Plage die Kräfte versagen?

Der nichtchristliche (buddhistische oder mohammedanische) Tibeter lohnt seinem Arbeitstier im Alter in der Regel schlecht.

Zwar gibt es einzelne Gutherzige in diesem Volke, die sich auch ihres Viehes erbarmen, und Buddha, der Mann, der die Religion stiftete, die man nach ihm Buddhismus genannt hat, lehrte seine Anhänger, sie sollten allen lebenden Wesen, auch allen Tieren, Liebe erweisen, keines töten, das sei Mord; keines quälen, allen Barmherzigkeit erweisen, ja sich für sie aufopfern, wenn es sein müsse. Aber die große Masse des Volkes kehrt sich nicht an dieses Gebot, und das

Los der armen Haustiere ist vielfach ein sehr trauriges, eine Kette von Leiden. Bei geringem Futter, meist Stroh, manchmal mit Kleeheu vermischt, — Gerste (Körner) nur, wenn es auf weitere Reisen geht, — müssen die Tiere Tag für Tag den Reiter oder schwere Lasten tragen, oft mit wundem Rücken, lahmem Bein sich mühsam hinschleppen. Ist die Wunde auf dem Rücken gar zu groß, dann brennt der Tibeter dieselbe mit einem glühenden Eisen oder er überläßt eine Zeitlang das Tier auf der Weide sich selbst. Elstern setzen sich ihm auf den Rücken und hacken, nach dem rohen Fleisch lüstern, in die Wunde, Schwärme von Fliegen kommen herbei, um ihre Eier hineinzulegen, und das gequälte Tier kann sich der Peiniger nicht erwehren. So schleppt sich manches Pferd unter Qualen sein Leben lang dahin, bis es eines Tages unter seiner Last zusammenbricht und auf dem Wege verendet.

Oft muß der Missionar den Tierarzt spielen. Eines Tages brachten mir die Tibeter ein Pferd mit nur einem Auge. Das andere hatte ihm ein Bursche auf der Weide mit einem Stein, den er nach dem Tiere warf, so verletzt, daß es auslief. Nun waren Maden in die Wunde gekommen, die tief in der Augenhöhle saßen und dem armen Pferde furchtbare Qualen bereiteten. Ich ließ dem armen vierbeinigen Patienten die Beine mit Stricken fesseln, es auf den Boden legen und goß ihm Kaltwasser in die klaffende Augenhöhle; da kamen die Maden aus der Höhle heraus, und ich konnte sie mit dem Zängchen entfernen. Nun streute ich heilende Medizin in das Auge, und nach drei Wochen war das Tier verheilt. Es hat noch jahrelang seinem Herrn gedient.

Es ist Winter. Tiefer Schnee liegt im Tal und auf den Höhen. Wir gehen auf dem schmalen Bergpfade dahin. Da steht, etwas seitab vom Wege ein altes Pferd, zum Gerippe abgemagert, mit gekrümmten Beinen und tief herabhängendem Kopfe, die Augen geschlossen. Es war unter seiner Last zusammengebrochen und konnte nicht mehr weiter. Da nahm ihm sein Besitzer zum letzten Male die Last vom Rücken, legte sie seinen anderen Pferden noch zu ihrer eignen auf und überließ das Tier, das sich jahrelang für ihn geplagt und ihm manche Rupi (Geldstück, 1 Rupi = 1,35 Mk.) Traglohn eingebracht hatte, in Schnee und Kälte ohne Futter stehen.

Als wir am folgenden Tage wieder des Weges kommen, ist das Tier nicht mehr an jener Stelle zu sehen. Aber dort, ein wenig seitwärts, da bewegt sich etwas. Zwei Wölfe sind an der Mahlzeit, und im Kreise um sie herum sitzt werbend eine ganze Schar von Geiern, Lämmergeiern, Raben, Krähen und Elstern, die „Totengräber" der Wildnis, ungeduldig wartend, bis die Stärkeren ihnen den Rest der leichten Beute überlassen.

Die buddhistischen Priester, die Lamas, wie sie genannt werden, lehren freilich die Leute, daß schwere Strafe den Menschen trifft, der seine Tiere grausam behandelt. Ein solcher Frevler wird dann nach seinem Tode in der Welt der Tiere als ein Pferd wiedergeboren und muß nun alle jene Leiden erdulden, die er seinen Pferden verursacht hat, bis er, eines elenden Todes gestorben, vielleicht wieder als Mensch auf die Welt kommt und nun Gelegenheit hat, sich durch tugendhaften Wandel und gute Werke zu einem besseren Lose in der folgenden Geburt empor zu arbeiten.

Das Pferd hat freilich ein besseres Los verdient, als ihm der heidnische Tibeter meist bereitet. Der Missionar und der eingeborene Christ wissen auch, was sie dem treuen Tiere zu danken haben und lohnen ihm durch eine gute Behandlung.

Die gefangenen Kinder mit ihren Müttern heimgekehrt.

Denkt Euch, Kinder, was für eine frohe Kunde wir am Pfingstsonntag (8. Juni) erhielten! Da kam aus Berlin eine Drahtnachricht, die meldete, daß unsere Missionarsfrauen aus Nyassa mit ihren Kindern aus der Gefangenschaft in Südafrika, von der wir erst in letzter Nummer wieder erzählten, befreit seien und sich bereits auf der Rückreise in die Heimat befänden! War das nicht eine gute Botschaft? Denkt Euch, nach drei langen Jahren Gefangenschaft winkt ihnen nun die Freiheit! Wer nie gefangen und in seinen Bewegungen und Arbeiten gehemmt war, kann sich ja gar nicht vorstellen, was das bedeutet.

Auf dem Schiff waren sie natürlich noch auf engem Raum zusammengepfercht, überdies waren sie dort an der Grippe krank, ja eine Frau und einige Männer, die mitreisten, sind unterwegs gestorben. Aber was wars, acht Tage später, kam schon wieder eine Nachricht, die lautete: Wir sind bereits in Emmerich, daher also auf deutschem Boden! War das eine Freude! Nun waren sie ganz frei!

Und heut, am 19. Juni, da langten einige von diesen Kindern und Müttern gar hier in Herrnhut an! Also ganz zu Hause! Da danken wir dem lieben Gott nun so recht von Herzen für ihre Befreiung und hoffen nur noch, daß die Väter der Kinder, die noch in Aegypten festgehalten werden, ihnen bald nachfolgen!

Nun aber wollt ihr sicherlich wissen, wie die Kinder alle heißen und wohin sie mit ihren Müttern ziehen. Nach Herrnhut kommen die Schwestern O. Meyer, Aug. Schmidt, M. Gemuseus mit Erika (11 Jahre alt), Barbara (7 Jahre alt) und Hans Hieronymus (bald 4 Jahre alt), Schw. Kruppa mit ihrer Lydia Dorothea (7 Jahre alt), Schw. Heller mit Hildegard. (4½ Jahre alt) und Alexander 2½ Jahre alt) und Schw. Tietzen mit ihrem 5½ jährigen Hänschen; nach Niesky ziehen Schw. Tr. Bachmann mit Sabina (5 Jahre alt), Schw. E. Bachmann mit Harald (10½ Jahre alt), Gottfried (9 Jahre) und den 8 jährigen Zwillingsschwestern Ruth und Ilse, Schw. Kretschmer mit dem bald 9 jährigen Friedrich und Schw. Hollan mit Friedrich (8½ Jahre), Dora (6½ Jahre) u. Eberhard (4¾ Jahre alt); in Kleinwelka werden Geschw. Uhlmann mit den zwei Buben Rudolf (9 Jahre alt) und Herbert (5½ Jahre alt) Unterkunft finden; in Neudietendorf Schw. Jansa mit ihrer Lony (6½ Jahre alt) und Schw. Adami mit Hans (9 Jahre), Ruth (6 Jahre) und Luzia (4½ Jahre) alt; in Ebersdorf Schw. Bauer mit Ursula (bald 8 Jahre alt), Franz J. (5½ Jahre alt) und Caritas (2 Jahre alt); in Gnadenfrei Schw. Böhme mit Gerhard (10 Jahre alt), Elisabeth (9 Jahre alt) und Gertrud (bald 8 Jahre alt); in Nord-Schleswig Schw. Sörensen mit dem 5 jährigen Sören. Ihnen allen die besten Wünsche für ihre Zukunft! Und wir wollen sie recht liebevoll aufnehmen. Gelt?

Zum 2. Gebot.

Ein Pflanzer hatte einen Neger zum Diener. Der machte ihm viel Freude. Es fiel ihm aber, auf, daß er bei Tisch, wenn er ihn, seinem Herrn aufwartete so oft sich verbeugte. Er fragte ihm, warum er das täte. Da meinte der Schwarze: „Mein Herr braucht so oft den Namen Gottes, und dieser erfüllt meine Seele mit Ehrfurcht." Da schlug der Herr an seine Brust und vermied in Zukunft das leichtfertige Mißbrauchen des Namens Gottes, das er sich angewöhnt hatte.

Rätsel.

Ein Männer-Name ist zu trennen
Dazu soll man zwei Worte nennen.
Das erste ist in Süddeutschland
Mit „Schwäbisch" als Gebirg bekannt.
Das zweite Wort der Richter spricht,
Drum findet man es beim Gericht.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9/10. September/Oktober 1919. 20. Jahrgang.

Der „Neger" der Königsfelder Mädchenanstalt.

Vor dem Kriege hieß er Tommy, dieser Neger, diese Missions-Sammelbüchse der Mädchenanstalt zu Königsfeld. Warum eigentlich Tommy? Ja, ich weiß es nicht, habe es auch nicht in Erfahrung bringen können. Tommy ist die allgemeine Bezeichnung für einen englischen Soldaten, dem Namen eines Mannes nachgebildet, der Tommy Atkins hieß. Nun sollte dieser Tommy wohl einen farbigen Soldaten bezeichnen, denn „Neger" nennen wir in Deutschland gewöhnlich den Gegenstand, den dieser „Tommy" benannte. Ein „Neger" kann aber doch ebenso gut ein deutscher Farbiger sein; ein solcher aber heißt, wenn er Soldat ist, Askari. Hoffentlich nennen die Königsfelder daher in Zukunft ihren Neger Askari. Und wollte man entgegnen: Deutsche Askari gibt es gegenwärtig nicht mehr, so unterstreiche ich nur das gegenwärtig. Was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht, jedenfalls wissen wir, was wir in der Vergangenheit an diesen Askaris hatten, nämlich solche tüchtige, tapfre, treue Soldaten*), die in so vielen Schlachten gesiegt haben und so anhänglich waren und bis zum Aeußersten, bis zur Revolution in Deutschland ausgehalten haben, daß wir nur recht und gut tun, wenn wir ihr Andenken dadurch ehren daß wir noch weiter von Askaris reden.

Wie alt ist der Königsfelder „Neger"? Schon über 20 Jahre. Erst war es ein kleines Sammelnegerchen, das zu Weihnachten unter dem Christbaum auftauchte und dann um Pfennige bat; bald aber trat an seine Stelle ein größerer „Neger", da der kleine den Reichtum nicht mehr fassen konnte. Der jetzige Tommy ist noch größer als seine Vorgänger. Er erschien auf dem Geschenktisch bei der Jubelfeier der Lehrerin, die sich schon für den kleinen Tommy interessiert hatte. Und er brachte als Jubelgabe der Mission, dem Diakonissenwerk, dem Aussätzigen-Asyl und dem Böhmischen Werk eine schöne Summe. Seine Eigentümerin hat schon einmal Tränen um ihn vergossen. Als sie nämlich einmal neben den Geldmünzen auch Steinchen in seinem Magen fand. Als sich die Atzung aber als kindliche Neckerei entpuppte und nicht als Bosheit, da trockneten die Tränen rasch. Im übrigen hat sie sich nur immer sehr zu freuen gehabt über ihn. Denn was nahm er alles für sie, d. h. für all die guten Werke der Brüdergemeine in Empfang! Bald waren es — das darf ich doch wohl auch verraten — Strafgelder für geringen Ordnungssinn, für verlorne Taschentücher (warum haben auch die dummen modernen Kleider keine Taschen! Da kann man es niemandem verübeln, wenn er mit seinem Tüchlein nicht weiß wohin, dann wieder kamen Gelder zusammen durch Bezahlung für holländische „Gutzel" oder für Gartenzäunchen, durch Leihgebühren für den Schuster-Dreifuß, den heut ja nicht nur der eigentliche Schuster braucht, durch Freudenopfer nach einem großen Sieg, durch Dankesgaben für genossene Freuden und Genüsse, die in der „Freudenkasse" jeder Stubengesellschaft gesammelt worden waren; vor allem aber nahm der Neger entgegen freie Liebesgaben für dies oder jenes gute Werk. Und daß dabei unsere Mission nicht am schlechtesten weggekommen ist, das hat jeder aufmerksame Leser der Empfangsbescheinigungen auf den letzten Seiten des Missionsblattes gemerkt. Dafür danken wir der lieben Lehrerin und all den jugendlichen Gebern, den jungen Damen, die noch in Königsfeld sind, und auch denen, die nicht mehr dort weilen, aber unserer Mission noch öfters gedenken, herzlich.

Am liebsten würde ich Euch nun alle Guttaten des Königsfelder „Negers" aufzählen. Darüber ist aber nie Buch geführt worden. Und ist das nicht das Schönste? Es soll ja doch nicht einmal die linke Hand wissen, was die Rechte tut.

*) Wer von ihnen lesen und hören will, der nehme z. B. P. Röhls Buch „Ostafrikas Heidenkampf" zur Hand.

Der Dank einer ostafrikanischen Missionsschwester an den „Neger".

Als der „Neger" der Königsfelder jungen Damen noch Tommy hieß, da geschah es, daß eine unserer aus Deutsch-Ostafrika zurückgekehrten Schwestern (Schw. E. Kootz) seinem Besitzer einen schönen Brief schrieb. Es war im Mai vorigen Jahres. Sie weilte noch in Tübingen zur Erholung und wollte den Königsfeldern gegenüber ihre Freude und ihren Dank zum Ausdruck bringen.

Sie schrieb damals: Seit Kriegsausbruch hatten wir nichts mehr von der Heimat bekommen, keine Briefe, keine Zeitungen, keine Blätter. Nur den Basler Volksboten sandte

Schneiderei in Utengule, Ostafrika.

uns Br. Breutel, und der wurde von der Zensur durchgelassen. Ihn zu lesen war uns eine Erquickung. Aber er erzählte uns nichts aus unsern Gemeinen, nannte keine uns bekannten Namen. Das tat erst das „Herrnhut" und das „Missionsblatt". Im Missionsblatt werden immer auch die grauen Umschlagseiten durchstudiert, auf denen die Gaben und deren Geber stehen. Viele liebe Bekannte haben wir da wiedergefunden. Uns Deutsch-Ostafrikaner interessiert natürlich besonders, was unter dieser Ueberschrift genannt wird. Da stoßen wir auf einen sonderbaren Gebernamen: „Tommy der Mädchenanstalt!" Drollig, ein Tommy in einer Mädchenanstalt! Wir nehmen eine andre Nummer zur Hand, blättern und lesen wieder, und wieder begegnen wir diesem Tommy. Da denken wir; das muß ein fleißiger, rühriger Tommy sein! Und wieder blättern wir weiter, und wieder treffen wir diesen Tommy aus Königsfeld, und nun ist er gar persönlich geworden! Er sendet eine Gabe für die gefangenen Missionare aus Deutsch-Ostafrika! Lieber guter Tommy! Also während wir auf der schweren Reise durch den Kongo seufzten und in der Gefangenschaft gedrückt und traurig unsere Tage zubrachten, da waren wir doch nicht verlassen und nicht vergessen. Es wurde für uns gebetet und Liebe und Teilnahme dargebracht, nur daß wir es nicht gleich erfahren konnten. Habe Dank, du lieber Tommy, daß du unser so treu gedacht hast.

Ich habe immer wieder drüber nachgedacht, wie ich dir doch auch eine Freude machen könnte und kam darauf, dir etwas zu erzählen. Aber nichts aus der Gefangenschaft und keine Erlebnisse aus den schweren Kriegsjahren draußen. Das kommt später einmal zurecht, wenn unsre Nerven stärker sein werden; sondern etwas aus den Friedenszeiten, in denen wir unter unsern lieben Leuten draußen arbeiten und mit ihnen leben durften. Ein Märchen erzähle ich dir, und da du ja in einer Mädchenanstalt bist, so soll es von einem Mädchen handeln. Nach Afrika kamen von Zeit zu Zeit Zeitungen mit einer Geschäftsanzeige von Nähmaschinen. Da sah man das Mädchen, das eigentlich nähen sollte, mit dem Kopf auf den Armen an der Maschine schlafen! Während dessen waren die Heinzelmännchen fleißig an der Arbeit. Dieses Bildchen erklärten wir einmal unsern schwarzen Jungen, die in der Küche bei uns arbeiteten. Ja, sagte der eine, so etwas ähnliches haben wir auch. Da bat ich ihn: „Schreib mirs mal auf!" Das wollte er tun, aber er meinte, er könne es vielleicht nicht recht erzählen. So ging er ins Dorf zur Mansehо, der Frau eines unsrer Helfer, die mußte ihm die Heinzelmännelgeschichte genau erzählen, und er schrieb sie auf und brachte sie uns.

Später kam einmal ein Nikamädchen aus Mbozi zum Besuch nach Utengule zu ihren Verwandten, und die mußte dieselbe Geschichte zu erzählen, nur mit kleinen Unterschieden. Also es ist nicht nur ein Safwa-Märchen, sondern andere afrikanische Stämme erzählen sie sich auch. — So, lieber Tommy, nimm unsern geringen Dank freundlich auf und sei auch in Zukunft ein treuer Freund deiner dankbaren Deutsch-Ostafrikaner. — Und nun das Märchen!

Die Schlangenmutter

oder:

Wie die Safwa in Deutsch-Ostafrika ihr Bier brauen.

Das afrikanische Märchen von den Heinzelmännchen, mitgeteilt von Schw. E. Kootz.

Es war einmal eine Frau, als die sich ihr Kind besah, war es eine Schlange. Da nahm die Frau die Schlange und warf sie in den Teich. Und wieder hatte sie ein Kind, und wieder war es eine Schlange, die warf sie auch in den Teich. Und wieder hatte sie ein Kind, und wieder war's eine Schlange, auch die warf sie in den Teich. Und zum 4. Male hatte sie ein Kind, und auch das war eine Schlange. Da sagte die Frau: „Jetzt hab ich's satt!" und sie tat die Schlange in den großen Tontopf in ihrer Hütte. Darin mußte die Schlange bleiben alle Tage und immer, immer.

Eines Tages ging die Frau aufs Feld. Das sah die Schlange. Und wie sie sich überzeugt hatte, daß niemand weiter im Hause war, stimmte sie ihr Lied an, kroch heraus aus dem Topf und sang: „Dendelelele! Ich Riesenschlange! Wir waren sehr viele (Kinder); so viele wie die Indgela-Schar! Ich Riesenschlange!" (Indgela sind Vögel, die immer in Scharen zusammen leben.) Dabei schlüpfte sie aus ihrer Haut und wurde ein Mädchen. Das Mädchen stieg in den großen Vorratskorb, holte Bulesiähren, trug sie zur Tenne, breitete eine Matte aus und auf die Matte den Bulesi zum Trocknen. Dann holte sie Bohnen aus dem kleinen Vorratskorb und setzte sie aufs Feuer zum Kochen.

Unterdessen war der Bulesi getrocknet. Sie nahm ihn und stieß im Holzmörser die Körner aus den Aehren. Dann nahm sie einen Teil davon, schüttete sie in einen Tontopf und goß Wasser darauf zum Einweichen. Ein Teil von dem Bulesi rieb sie zwischen den Steinen zu Mehl.

Als das Zugemüse, die Bohnen, weich gekocht war, rührte sie Brei an, und nahm den Topf vom Feuer. Den Brei tat sie in Essenskörbchen und stellte sie in die Mitte der Hütte und die Bohnen dazu; den leeren Breitopf aber an die Seite beim Herd. — Nun war sie mit allem fertig, schlüpfte wieder in ihre Haut und kroch in den Topf zurück.

Die Frau kam vom Felde zurück; das Brennholz, das

sie sich mitgebracht hatte legte sie vor der Tür ab und ging hinein in die Hütte. Da fand sie den Brei auf der Diele und das Zugemüse daneben, erschrak und sprach: „Nanu! wer hat denn hier Brei gemacht und Bohnen gekocht und Bulesi zum Bier eingeweicht?“ Sie kauerte sich hin und aß den Brei auf.

Am andern Morgen, als die Frau wieder fortgegangen war aufs Feld, und die Riesenschlange sah, daß sie wirklich fort war, kroch sie heraus aus ihrem Topf und sang ihr Lied: „Dendelelele! Ich Riesenschlange! Meine Mutter hat uns alle bei Seite geschafft! Ich Riesenschlange! Wir waren viele, so viele wie die Indgela Schar! Ich Riesenschlange!“ Dabei schlüpfte sie aus ihrer Haut und wurde zum Mädchen.

Das Mädchen stieg in den großen Vorratskorb, holte Bulasiähren, trug sie zur Tenne, breitete die Matte aus und darauf dem Bulesi zum Trocknen, holte Bohnen aus dem kleinen Vorratskorb und setzte sie aufs Feuer zum Kochen.

Unterdessen war der Bulesi getrocknet; sie nahm ihn und stieß im Holzmörser die Körner aus.

Dann nahm sie den Bulesi aus dem Topf, in den sie ihn gestern eingeweicht hatte, und schüttete ihn in einem Korb, aus dem das Wasser ablief, deckte die Körner mit großen Blättern zu und stellte den Korb hin, damit der Bulesi keime.

Den ausgestoßenen Bulesi rieb sie zu Mehl; und als die Bohnen gekocht waren, nahm sie diese vom Feuer, stellte den Breitopf mit Wasser darauf und rührte den Brei an. Dann aß sie ihren Brei, stellte den andern für die Mutter hin und sagte: „Jetzt wird meine Mutter gleich zurückkommen, ich muß wieder in meine Haut schlüpfen!“ Sie schlüpfte in ihre Haut und kroch wieder in den Topf zum Schlafen.

Die Mutter kam vom Felde zurück, fand den fertigen Brei und sagte: „So ein Wesen! Hat Brei gekocht! Ich danke dir, du Unbekanntes!“ Dann aß sie ihren Brei, aß ihn auf und sagte: „Ich will doch nach meiner Schlange sehen, ob sie im Topf ist!“ Sie sah hinein, fand sie drin und sagte: „Wirklich, sie ist noch drin, meine Riesenschlange!“

Jetzt war der Bulesi schon zwei Tage im Korb und keimte tüchtig. Da ging die Schlangenmutter wieder aufs Feld. Wie das die Schlange sah, kam sie hervor aus dem Topf und sang ihr Lied: „Dendelelele! Ich Riesenschlange! usw., verwandelte sich, wurde wieder zum Mädchen, holte die Matte, trug den Bulesikorb zur Tenne, breitete ihn an der Sonne auf der Matte aus, ließ ihn trocken werden, nahm ihn wieder fort nnd rieb ihn auf dem Stein zu Mehl. Dann kochte sie Wasser, maischte das Mehl ein mit dem heißen Wasser und stellte den Maischbrei an die Seite. Dann holte sie Bulesi, rieb ihn zu Mehl, kochte Zugemüse, dann Brei, aß sich satt, stellte den andern für die Mutter zurecht und schlüpfte wieder in die Haut.

Esel weiden auf der Missionsstation Leh, Himalaja.

Als die Mutter vom Felde zurückkehrte, fand sie den Brei und aß ihn. Dann fand sie auch den Maischbrei und rief aus: „Itye, auch gemaischt hat das Wesen jetzt!“ Und sie sagte: „Es ist gut so! Ich werd' es schon mal ertappen! Werd' es schon mal sehen, das Unbekannte!“

Drei Tage lag der Maischbrei im Korb. Da ging die Mutter wieder aufs Feld zur Arbeit. Als das die Schlange sah, kroch sie hervor aus dem Topf, sang ihr Lied: „Dendelelele!“ usw., schlüpfte aus ihrer Haut und sagte: „Ich muß doch nach meinem Maischbrei sehen.“ Sie sah nach ihm und fand ihn schon sehr gut gegoren. Da holte sie den großen Biertopf, ging an den Bach, wusch ihn aus und trug ihn ins Dorf zurück. Dort tat sie den Maischbrei hinein, goß etwas Wasser darauf und ließ ihn stehen.

Zugemüse stellte sie auf's Feuer zum Kochen und rieb Bulesi auf dem Stein. Als das Zugemüse weich war, nahm sie es ab, stellte den Breitopf auf, kochte Wasser, rührte Brei an, tat ihn aus in die Essensschüsselchen, aß ihr Teil, stellte den andern für die Mutter zurecht und sagte: „Jetzt will ich wieder in meine Haut schlüpfen, Mutter wird gleich vom Feld zurückkehren.“ Und sie schlüpfte in ihre Haut. Als die Mutter kam, fand sie wieder den fertigen Brei in

der Hütte und aß ihn auf. Dann sah sie nach dem Maischbrei im Korb, aber er war nicht mehr darin. Sie sagte: „Das Wesen hat ihn weggetan!“ Sie suchte danach, fand ihn im Viertopf und sagte: „Hier ist er!“ Dann ging sie schlafen.

Der Brei blieb 3 Tage im Topf und gärte sehr stark, Den andern Tag sagte die Frau: „Ich will nach dem Bier sehen!“ Und als sie nachsah, fand sie es sehr stark im Gären. Da sagte sie: „Das Bier ist schon sehr gegoren; jetzt will ich dem Wesen auflauern, denn es wird kommen und sein Bier trinken!“ Um es irre zu führen, sagte sie: „Jetzt will ich aufs Feld gehen!“ Sie tat so, als ob sie ginge, kam aber zurück und versteckte sich hinter der Zwischenwand der Hütte. Die Schlange sagte: „Jetzt ist die Mutter fort!“ Dann stimmte sie ihr Lied an: „Dendelelele, usw.“, kroch aus dem Topf, schlüpfte aus der Haut und wurde wieder zum Mädchen. Da erstaunte die Mutter sehr und sagte: „Ho Kinder! Wirklich! Ich warf meine Kinder fort, weil ich dachte, es wären Schlangen.“ Sie verhielt sich aber ganz ruhig.

Das Mädchen kochte Wasser im Topf, rührte von dem Biermehl frischen Brei an und ließ ihn erkalten. Dann holte sie etwas von dem gegornen Brei im Topf, kostete ihn, suchte zwei wasserdicht geflochtene Körbchen zum Trinken, eins für sich und eins für die Mutter, aber sie sah die Mutter nicht. Nun holte sie den frischen Brei, tat ihn zu den bereits gegorenen im Topf, rührte ihn gut durcheinander, verdünnte ihn mit Wasser, füllte die Körbchen mit Bier und trank sich satt. Als ihr das Bier in den Kopf stieg und es ihr vor den Augen hell wurde davon, fing sie an ihr Lied zu singen: „Dendelelele! Ich Riesenschlange! Meine Mutter hat uns bei seite geschafft! Ich Riesenschlange! Wir waren viele, so viele wie die Jndgela-Schar! Ich Riesenschlange!“ Da zeigte sich die Mutter, das Mädchen vergaß, in ihre Haut zu schlüpfen, denn das Bier hatte sie benebelt, sie dachte nicht an ihre Haut.

Die Mutter nahm sie an sich, küßte sie auf den Mund, besah sie sich immer wieder und freute sich ihrer. Sie tranken zusammen das Bier aus, und das Mädchen blieb ihr Kind für immer.

Und wenn sie nicht gestorben sind. . . .

Bilder aus dem Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

2. Der Esel.

Da steht es, das arme Grautier, auf dem Acker, von gleicher Farbe wie dieser im Herbst,. und sucht sich seine kärgliche Nahrung. Stoppeln findet es freilich nicht, denn der Tibeter rauft bei der Ernte den ganzen Halm mit der Wurzel aus dem Erdreich, weil hier im Gebirge jeder Zentimeter des Halmes als Stroh kostbar ist. So bleiben dem weidenden Esel nur die wenigen Grashalme, das Unkraut und die Wurzeln, die er sich mit seinem harten, kleinen Hufe aus der Erde scharrt. Abends wirft ihm im Stalle sein Herr die Futterreste vor, welche die Pferde und Kühe verschmäht und in ihrer Krippe gelassen haben. Jm Sommer gibt es stellenweise etwas bessere Weide.

Wenn die warme Märzsonne noch kaum den Schnee von den Feldteraſſen getaut hat, zieht der tibetische Bauer seine Esel aus dem Stalle und läßt sie in Säcken den Dünger auf die Felder tragen, denn Wagen und fahrbare Wege gibt es im Hochgebirge nicht. Das ist eine Lust für die Jungen, die Tiere unter lautem Zuruf und Pfeifen und manchem Schlag mit dem Stock zu treiben. Auf dem Rückweg schwingen sich die Buben dann je auf eins der Tiere, und im Galopp jagt die ganze Herde dem Hofe wieder zu.

Wenn der Esel ausnahmsweise gut gepflegt wird, ist er ein schmuckes und munteres, ja mutiges Tier, viel ruhiger, weniger ängstlich und erregbar, als das Pferd. Jch sah oft die Pferde voll Angst davon laufen, wenn ein großer tibetischer Hund sich näherte, wohl weil sie ihn für einen Wolf hielten. Die Esel hingegen rückten dem Hunde mit weitvorgestrecktem Kopfe und zornigen J—a zu Leibe, sodaß der Hund den Schwanz einzog und davonlief. Auch ist der tibetische Esel bei weitem nicht so störrisch, wie man das seinem europäischen Vetter immer nachsagt.

Als wir unseren Jungen, den Werner, von Khalatse nach Kyelang brachten, um ihn von dort in die Heimat zu senden, kaufte ich ihm für die lange beschwerliche Reise einen Esel zum Reiten. Der Esel war Werners ganze Wonne. „Weißnase“ taufte er ihn nach seiner weißen Schnauze. Es war ein gutes, williges Tier und bald Werners guter Freund. Von weitem schon erkannte der Junge das J—a seiner „Weißnase“ aus den Stimmen aller anderen Esel heraus. Werner konnte alles mit seinem Freund machen: ihn streicheln, füttern, umarmen, liebkosen, reiten, alles duldete „Weißnase“ mit ruhiger Würde. Nur eines brachte ihn aus aller Fassung: Die Brücken. Ja, die bösen Brücken in Tibet! Die fielen ihm auf die Nerven; selbst die besseren, die noch einen Bretterboden hatten, flößten ihm Entsetzen ein. Wahrscheinlich war ihm einmal auf einer Brücke etwas Entsetzliches zugestoßen, das hatte sich seinem Gedächtnis eingeprägt, und die Tiere haben ein gutes Gedächtnis. So kostete es schon bei der ersten besseren Brücke, die „Weißnase“ zu überschreiten hatte, viel Zureden und Nachhelfen, bis das Tier endlich wagte, hinüberzugehen. Und nun gar jene schauderhafte Brücke am Tsorabflusse, die ich schon beschrieb. Nach den Pferden sollte auch der Esel hinüber. Aber kein Zureden, Halsklopfen, Nötigen, Schlagen vermochte, den Entsetzten auch nur einen Schritt vorwärts zu treiben. Nachdem wir alles vergeblich versucht hatten, verfielen wir endlich darauf, dem Tiere die Beine zu fesseln, und es in eine große Ziegenhaardecke einzuhüllen. An diese große „Wurst“ mit lebendem Jnhalt wurde nun hinten und vorn je ein Strick gebunden und sie an dem einen Ende langsam über die Brücke geschleift, wobei es nicht zu vermeiden war, daß der „Jnhalt“ von den eckigen Steinplatten und knorrigen Holzscheiten manchen argen Puff bekam. Einige Männer, die den hinteren Strick gespannt hielten, verhinderten das Abrutschen von der schmalen Brücke. Wie bangte da Werner um seine „Weißnase“, und und wie atmete er auf und liebkoste er — seinen Freund, als das Tier glücklich hinüber und aus seiner Hülle ausgewickelt, abgesehen von ein paar Schürfungen mit heilen Gliedern wieder auf seinen Füßen stand. Abgesehen von dieser Schwäche hat sich „Weißnase“ immer brav gehalten, und als Werner einige Wochen später — wir waren schon auf unsere Station zurückgekehrt — mit Geschwister Hettasch in die deutsche Heimat abreiste, gab es einen schweren Abschied von seinem vierbeinigen Freunde.

Neben dem Pferde ist der Esel den Bewohnern der Hochtäler und Hochsteppen Tibets und der benachbarten Länder ein unentbehrliches Arbeitstier, daheim wie auch auf den weiten Reisen durch die Wildnisse des Gebirges. Aber noch weniger Dank als sein vornehmer Vetter, das Pferd, erntet das Langohr von seiten des Tibeters, und wenn dieser seinem Nächsten bedeuten will, wie dumm er ist, so sagt er zu ihm: Bong-bu tsog-se (Du Eselsgleicher)!

Rätsel.

Was ist das für ein Diebsgesell?
Er geht auf Nachbars Acker aus,
Stopft voll sich beide Taschen schnell
Und trägt es wohlgemut nach Haus.
Da packt er's aus, als wär's das Seine,
Legt eins zum andern in die Scheune.
Die Scheuer liegt in Ackers Grund,
Die Taschen hat er in dem Mund.

„Aus Nord und Süd“ erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11/12. November/Dezember 1919. 20. Jahrgang.

Unter tibetischen Kindern.

Brief von Schwester Ribbach geb. Birtill an eine Sonntagsschule in Europa.

Leh (Himalaya), den 25. Mai 1916.

Liebe Freunde! Nehmt zuerst meinen herzlichen Dank für das Interesse, das Ihr unsrer Arbeit unter den Kindern in diesen hohen Gebirgsgegenden entgegenbringt. Je mehr Ihr sie und ihre Bedürfnisse kennen lernt, um so mehr werdet Ihr Euch für sie interessieren.

Bei Euch ist der Begriff „Schule" etwas Alltägliches; Ihr seht darin nichts Ungewöhnliches. Hier ist es das gerade Gegenteil. Die Knaben und Mädchen des Himalaya reißen die Augen auf und wundern sich sehr, wenn man ihnen unbekannte Dinge zeigt und erzählt. Nach und nach fangen sie an, uns zu glauben, und Ihr würdet belustigt sein, wenn Ihr ihren Eifer für die Schule sehen könntet.

Stellt Euch eine Stadt vor, deren Häuser übereinander aufgebaut und an die Bergabhänge gelehnt sind. Wendet Eure Blicke nach rechts, so seht Ihr auf der andren Seite der grünen Felder eine große Wüste von Sand und Steinen. Ringsherum liegen Hügel, weiterhin mächtige Berge mit senkrechten Gipfeln und zackigen Felsen. Ein blauer Himmel, so tiefblau, wie Ihr ihn nie seht, wölbt sich über Euren Köpfen.

Es ist am Morgen eines schönen Frühlingstages. Es ist 9 Uhr. Kaum sind die letzten Töne eines Verses verhallt, den tibetische Waisen gesungen haben, als jemand leise an die Tür klopft; man hört den Ton einer schwachen Stimme: „Bitte ein Stück Seife." Nach einer entsetzlichen Anstrengung, das so fremdartige Schloß der europäischen Tür zu öffnen, treten ein Knabe und ein kleines Mädchen ein. Mit Freuden ergreifen sie die Seife und das Handtuch, das man ihnen reicht, dann entfernen sie sich wieder und laufen die kleine Straße entlang, die zur Stadt führt. Wir wollen ihnen folgen.

Nachdem sie am Hause des Arztes entlang gegangen sind, erreichen sie die Hauptstraße. Wir sehen rechts eine Mauer, die den Spielplatz der Kinder umschließt — ein hübscher Garten, der monatlich 1.25 Mk. Miete kostet. Nun stehen wir unter einer großen Torfahrt, überschreiten die Schwelle und beginnen uns umzuschauen.

Da sind grüne Rasen, buschige Baumgruppen und ein gegen die Mauer des Gartens aufgestelltes Zelt. Auf der anderen Seite sehen wir einen Bach. An seinen Ufern sind Knaben und Mädchen versammelt, die auf die Kinder warten, die Seife und Handtuch holten. Nun beginnt eine Szene, wie Ihr sie vielleicht noch nie gesehen habt. Man panscht herum, man bespritzt sich, während die größeren Mädchen und zwei Lehrerinnen die Kleineren überwachen. Es kommt freilich vor, daß ein Baby ins Wasser fällt und daß man es wieder herausfischen muß. Aber glaubt Ihr, daß es schreit? Keineswegs. Es empfindet die größte Freude und ist sehr glücklich über den Unfall.

Plötzlich öffnet sich wieder die Tür und die Helferinnen bringen Bänke herzu, die als Tische dienen, denn unsere Schüler setzen sich auf den Erdboden. Drei Gruppen werden gebildet. Die großen Mädchen sitzen im Zelt. Man hat uns tibetische A-B-C-Bücher und Tafeln gebracht und nun werden die Nasenlaute des Alphabets geübt. Die Kleinen bekommen Perlen, und ihre kleinen Finger machen sich an die Arbeit, während die beredten Zungen endlich einmal schweigen. Die dazwischen befindliche Klasse, die unter den Bäumen sitzt, lernt stricken. Kerah hat vollauf zu tun, ihre Maschen fallen beständig; die schrecklichen Nadeln stechen sie. Ein anderes Mädchen wirft den verfitzten Knaul weit, weit weg von sich und erklärt, daß sie nie mehr eine Masche stricken wolle, doch nach gutem Zureden mißt sie sich aufs neue. Wir überlassen sie ihrer Arbeit und wollen sehen, was die Jungen machen. Wenn wir aus dem Garten hinaustreten, sehen wir vor uns das Missions-Krankenhaus; wir gehen daran vorüber und kommen zu einem Kreuzweg. Mehrere Knaben spielen „Hockey" mit grobgeschnittenen Stöcken und einem Ball oder besser einem einfachen rund-

lichen Paket von zusammengenähten Lumpen. Ihre Begeisterung ist groß, sie schreien, sie laufen. Ihr Vergnügen ist jedoch von kurzer Dauer, denn da kommt Joseph die Straße herab, ihr eingeborner Lehrer, ein braver Christ.

Im Trab geht es in die Schule. Die Kinder sammeln sich, sie werden aufgerufen, und die Schule beginnt. Sie währt von 10 bis 1 Uhr und von 2 bis 4 Uhr. Die Mädchen, welche noch zu Hause Verpflichtungen haben, hören zu Mittag auf; die Christinnen müssen nachmittags wieder zur Schule kommen.

1886 wurde die Schule der Knaben gegründet, die der Mädchen 1911 und die Kinderschule 1913. In den letzten fünf Jahren sind 130 Kinder durch die Schule gegangen, 24 von ihnen sind aber schon heimgeholt worden, um in den himmlischen Wohnungen zu spielen. Augenblicklich sind einige 60 Kinder auf unserer Liste eingetragen.

Ehe ich jedoch meinen Brief beschließe, laßt uns nochmals zu den Mädchen eilen. Sie sind gerade damit beschäftigt, ihre Handarbeiten zusammenzufalten und ihre Bücher aufzuräumen. Eine der Kleinsten, Aschee Malo, bemüht sich, unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Perlen, die sie in Händen hatte, rollen zur Erde; sie läuft uns entgegen, ein Dutzend ihrer Freundinnen mit sich fortziehend. „Oh Mutter, Fräulein Sahib," ruft sie aus, komm' mit uns spielen!" Und die andern Kinder stimmen mit ein: „komm mit uns spielen." Einer so dringenden Bitte schenken wir gern Gehör, und bald ist das Spiel im besten Gang.

Doch die Glocke ertönt, die Kinder stellen sich auf. Mit gefalteten Händen und gesenkten Hauptes singen sie das wohlbekannte Lied: Ich bin ein kleines Kindelein. So beschließen wir die Vormittagsstunde. Ihr seht, daß diese Kinder die gleichen Sorgen und Freuden haben wie Ihr, daß sie wie Ihr lernen und spielen. Doch herrscht ein großer Unterschied: Ihr wißt, daß Ihr einen treuen Heiland besitzt, daß Er Euer Freund ist, der Euch niemals verlassen wird. Diese Kinder haben es bisher noch nicht gelernt, sich ganz auf ihn zu verlassen. Sie hören gern die Geschichten aus Jesu Leben, aber sie müssen ihn noch als ihren Heiland kennen lernen. Gott wolle selbst sie unterweisen, ihre Gebete zu ihm erhören und ihre kostbaren Seelen erretten!

Weihnachten in Luthers Familie.

Bei diesem Bilde lacht uns das Herz. Der Winter hat auch seine Freuden, so gut wie der Sommer. Mag es draußen frieren und schneien! Dafür strahlt drinnen der Christbaum mit hellen Kerzen und Sternen, und wir singen die schönsten Lieder, die wir kennen: das sind unsere Weihnachtslieder. Einst in der Weihnachtszeit, als Frau Käthe besonders viel zu schaffen hatte, wiegte Luther sein jüngstes Kind. Und weil ihm so weihnachtlich zu mute war, dichtete er ein langes Wiegenlied auf die heilige Nacht. Die ersten Verse sollte der Engel von Bethlehem singen, dann sollten alle Kinder das Christkind grüßen: „Sei uns willkommen, edler Gast!" Nun wißt ihr das Lied schon: „Vom Himmel hoch, da komm ich her." Seht ihr die Laute neben Luthers Stuhl! Da haben sie bis jetzt zusammen gesungen. Nun strahlen sie alle vor Liebe und Glück. Melanchthon lehrt den Hans Luther die Armbrust schießen, Muhme Lehne liest dem jungen Martin aus dem neuen Buch vor, und ringsum ist die ganze Bescherung aufgebaut, gerade wie bei euch zu Hause. O du selige Weihnachtszeit!

Weihnachten in Luthers Familie.
Aus der empfehlenswerten bilderreichen Schrift von G. König: Bilder aus Luthers Leben.
Verlag Zeitschriften-Verein Neudietendorf. — 5. Auflage. 20 Pf.

Die Grippe zur Weihnachtszeit.

Das letztjährige Weihnachten im Surinamer Kinderheim war eine traurige Zeit. 14 Tage vorher waren die Kinder aufgeregt aus der Schule gesprungen gekommen und hatten die Nachricht mitgebracht: „Eine neue Krankheit ist im Lande. Die Leute nennen sie die „Spanische Grippe".

Dieser Name war ihnen interessant. Was das Uebel zu bedeuten hatte, das wußten sie ja noch nicht, also machten sie sich keine Sorgen.

Aber schon 2 Tage später, da fing das Elend an! Drei Knaben und ein Mädchen mußten sich legen. Und nun kamen täglich neue Leidende dazu, bis das ganze Kinderheim in ein großes Hospital verwandelt war! An einem Tage lagen 27 Kinder zu gleicher Zeit zu Bett. Die Schule wurde geschlossen, und in dem sonst so lebensprudelnden Saroner Heim wurde es unheimlich still! Ach, das waren sorgenvolle Tage und Wochen! Kaum gab es Hände genug zum Pflegen und Warten. Einzelne Kinder waren sehr krank; so die blinde Martha, klein Abraham und der neue Johannes.

Und um das Elend voll zu machen, erkrankte auch die Hausmutter, Schwester Rüffer, recht schwer! — Zum Glück blieben ein paar Kinder verschont. Die konnten helfen und haben es auch treulich getan. Ja es war eine Freude zu sehen, wie z. B. der kleine Henry der Schwester Hanna unermüdlich zur Hand ging und sich vor keiner Arbeit scheute. Das war wirklich ein Segen. Denn Schwester Hanna hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Zum Schluß mußte auch das „Fräulein" im Hause daran glauben, so daß eine Hilfskraft herangeholt werden mußte.

Mitten in diese Krankheitszeit fiel Weihnachten!

Der Christnachtstag brach an. Man fragte sich: wie werden wir den heiligen Abend feiern? Aber siehe da, wenigstens bei der eigentlichen Bescherung und solange der Christbaum brannte, konnten alle Buben und Mädchen außerhalb der Betten sein. Und fröhlich und vergnügt waren sie nach Umständen alle. Und was sie vom Ernst der Zeit empfunden haben, das hat ihnen wahrlich nicht geschadet, sondern sie in ihrem Herzen nur dankbarer gestimmt für all das Gute, was sie an gesunden Tagen im schönen Kinderheim genossen hatten. Es war doch nicht von ungefähr, daß über dem Glanzpunkt des Jahres diesmal ein socher Schatten lag. Das war ja doch vom lieben Gott gekommen, damit die Kinder ihn und seine Güte nicht ergäßen, sondern ihm näher zugeführt würden.

Und in der Folge hatte man Ursache, Gott noch mehr zu danken. Denn kein Kind ist gestorben, keines hat auch nur bedenkliche Folgen von der Grippe davon getragen. Und bald kehrte auch Freude und Frohsinn in Saron wieder ein. — Zum Ruhme der kleinen Schar darf noch gesagt werden: sie haben es ihren Pflegeeltern und Schwester Hanna in der Krankheitszeit nicht schwer gemacht. — Gott mit ihnen in diesem Jahre! Möchte ihnen so recht die Freude am Christkind selber aufgehen!

Weihnachten im Safwaland (Ostafrika).

Wie war es voriges Jahr daheim so schön! Wir hatten gedacht in der schweren Not der Zeit würde das Christkind gar keine Gaben für uns haben, keine Lichter auf dem Baum und nichts, gar nichts Süßes zum Knabbern! Und dann gab es doch ein paar Lichter, die die Weihnachtsstube hell machten und gab es doch noch ein bischen Kuchen und lagen doch noch für unser ach! so dankbar gewordenes Gemüt, reiche Gaben der Liebe auf dem Weihnachtstisch! Wie glänzten die Augen vor Freude, noch viel heller als andere Weihnachten, wo es „mehr" gab. Wie überstürzten sich die Worte beim Zeigen und Erzählen. Ich dachte: „Dies Jahr kann ich sicher nichts bekommen, denn Mutti hat doch rein gar nichts mehr im Vorrat; und jetzt bei den Preisen etwas zu kaufen, das geht doch nicht! und nun sieh mal hier das schöne Kleid!" Ja, Mutterliebe wußte sich Rat, sie nahm den Vorhang vom Fenster, steckte ihn in die Farbbrühe und machte aus dem alten Vorhang ein neues Kleid!" Was wird sie dies Jahr nehmen, wo doch nun der Vorhang nicht mehr da ist? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich: Christkind wird es ihr ins Ohr flüstern, aus welchem kleinen und unscheinbaren Stück sie mit geschickten Händen noch eine große, reiche Gabe herstellen kann. Denn Christkind weiß, daß es jetzt leichte, sehr leichte Arbeit hat; jedes seiner Gaben wird mit jubelndem Dank aufgenommen; jede macht Freude und erwärmt die Herzen.

Aber ist es denn so wichtig, daß es am Weihnachtsfest auch Gaben gibt? Ist es kein Weihnachten, wenn

Weihnachten im Kinderheim in Suriname.

einem niemand etwas schenkt? Unsern Safwakindern draußen in und bei Utengule schenkt niemand etwas, und doch haben sie Weihnachten feiern gelernt. „Weihnachten! das ist doch das Fest, wo der Tag der Geburt Jesu gefeiert wird! Das haben uns die Weißen gelehrt." So würden Euch unsre Kinder antworten, wenn ihr sie fragen könntet, was Weihnachten bedeutet.

Ja wir haben die Safwa-Alten und Safwa-Jungen gelehrt, daß Jesus geboren ist; in Bethlehem geboren. Aber die Armut, in die hinein Jesus geboren wurde, können sie nicht ohne Weiteres verstehen. Denn in einem Stall geboren zu werden, bedeutet für sie nicht besondere Armut. Und: „In eine Krippe gelegt zu werden", ist doch nicht nötig; unsre Mutter nimmt uns auf den Schoß, wenn wir geboren sind oder legt uns auf den Boden der Hütte! Und Windeln hat sie auch keine, sie deckt uns mit dem Tuch zu, in das sie sich hüllt, oder mit dem Fell, mit dem sie uns auf dem Rücken trägt." Aber daß der Sohn Jehovas, des großen Schöpfers, sich zu seinen Geschöpfen herabgelassen hat, aus besonderer Gnade und Liebe, das macht ihnen Eindruck. Denn die Häuptlinge ihres Landes sind besondere Wesen, die über den anderen Menschen stehen. Und der Häuptlingssohn, der es versteht, sich recht zu den Untertanen seines Volkes herabzulassen und recht leutselig mit ihnen umzugehen, der wird sicher später einmal zum Häuptling gewählt.

Ja, unsre Safwakinder — und die Alten — hatten es gelernt, sich auf Weihnachten zu freuen. Schon wochenlang vorher übten sie Weihnachtsverse und Lieder ein. Und wochenlang vorher fingen wir an, Wachslichter zu gießen.

Zum Weihnachtsfeste selbst wurden alle Außenschulen eingeladen, auf die Station zu kommen. Sie kamen; und daß sie gern kamen, merkte man ihnen sehr deutlich an. Jeder Helfer brachte außer seiner Familie eine größere oder kleinere Schar von Schülern mit. Mehl für ihr täglich „Brot" brachten sich die Kinder mit. Um ihnen Zugemüse geben zu können, war bei Zeiten ein Ochslein geschlachtet und in den Rauch gehängt worden. Unterkunft fanden sie bei Freunden und Bekannten oder in leerstehenden Stationshütten. (Schluß folgt.)

Rätsellösungen.

Brot — Blitz — Im Mai (warum?) — Albrecht — Hamster.

Rätsel.

Erst weiß wie Schnee, dann grün wie Gras, dann rot wie Blut, und ißt man's nun, so schmeckt es gut.

Quittung.

Für die Missionsschuld von der Vorschule der Brüdergemeine in Neuwied durch Schw. J. Herzog aus dem Neger 12.50 Mk., für Staniol und Flaschenkapseln 15.— Mk. mit herzlichem Dank empfangen

Missions-Verwaltung.

Vom Jugendmissionsbund

hoffen wir bald einmal wieder erzählen zu können. Der Jugendbund der Brüdergemeine hat die Mission ganz in sein Programm aufgenommen. Der Vorstand gibt gern Auskunft.

Büchertisch.

Als interessantes Weihnachtsbuch für Knaben wird uns genannt **Ohijesa,** Jugenderinnerungen eines Indianers, jetzigen Dr. Eastmann. Mit Bildern und Anmerkungen 6,50 Mk. Verlag Rauhes Haus, Hamburg.

Inhalt
von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1919.

I. Allgemeines.

Fröhliche Geber — fröhliche Beter, Genesungsheim Tübingen. 1/2.
Worum wir jetzt bitten sollen. 3/4.
Grüß Gott! 5/6.
Zum 2. Gebot. 7/8.
Rätsel 1/2, 3/4, 5/6, 7/8, 9/10, 11/12. Lösungen 11/12.

II. Erzählungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

Alaska: Schulkinder in Alaska. 1/2.
Suriname: Ein Lehrlingsheim für Negerburschen. 1/2.
Die Grippe zur Weihnachtszeit. 11/12.
Ostafrika: Wilde Jagd auf einen Leoparden (D. O. A.) 1/2.
Safwa-Märchen: Heinzelmännchen. 9/10.
Weihnachten im Safwaland. 11/12.
Schulleben in Kitunda. 3/4, 5/6.
Himalaya: Das Bergpferd. 3/4, 7/8.
Der Esel. 9/10.
Unter tibetischen Kindern. 11/12.

III. Der Krieg und die Mission.

Mutter und Kind in Gefangenschaft. 3/4.
Was Kinder ausgewiesener Missionare erlebten. 3/4.
Heimreise der Familie Zoberbier aus Deutsch-Ostafrika. 7/8.
Die gefangenen Kinder mit ihren Müttern heimgekehrt. 7/8.

IV. Heimatarbeit.

Genesungsheim Tübingen. 1/2.
Drei Buben und Onkels Geburtstag. 5/6.
Der „Neger" der Königsfelder Mädchenanstalt. 9/10.
Der Dank einer ostafrikanischen Missionsschwester an den „Neger". 9/10.

V. Bilder.

Schulkinder in Quinhagak, Alaska. 1/2.
Die 6 kleinsten Schulkinder. 1/2.
Zöglinge des Lehrlingsheims, Suriname. 1/2.
Schulkinder von Kitunda. 3/4.
Bischof Latrobe und Tibeter. 3/4.
Schwester Tietzen und Hänschen. 5/6.
Geburtstagsfeier in Tempe. 5/6.
Eskimoleben im Sommer. 5/6.
Station „Schlesien" bei Morogoro. 7/8.
Sansibar. 7/8.
Schneiderei in Utengule. 9/10.
Esel in Leh. 9/10.
Weihnachten in Luthers Familie. 11/12.
Weihnachten im Kinderheim in Suriname. 11/12.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.